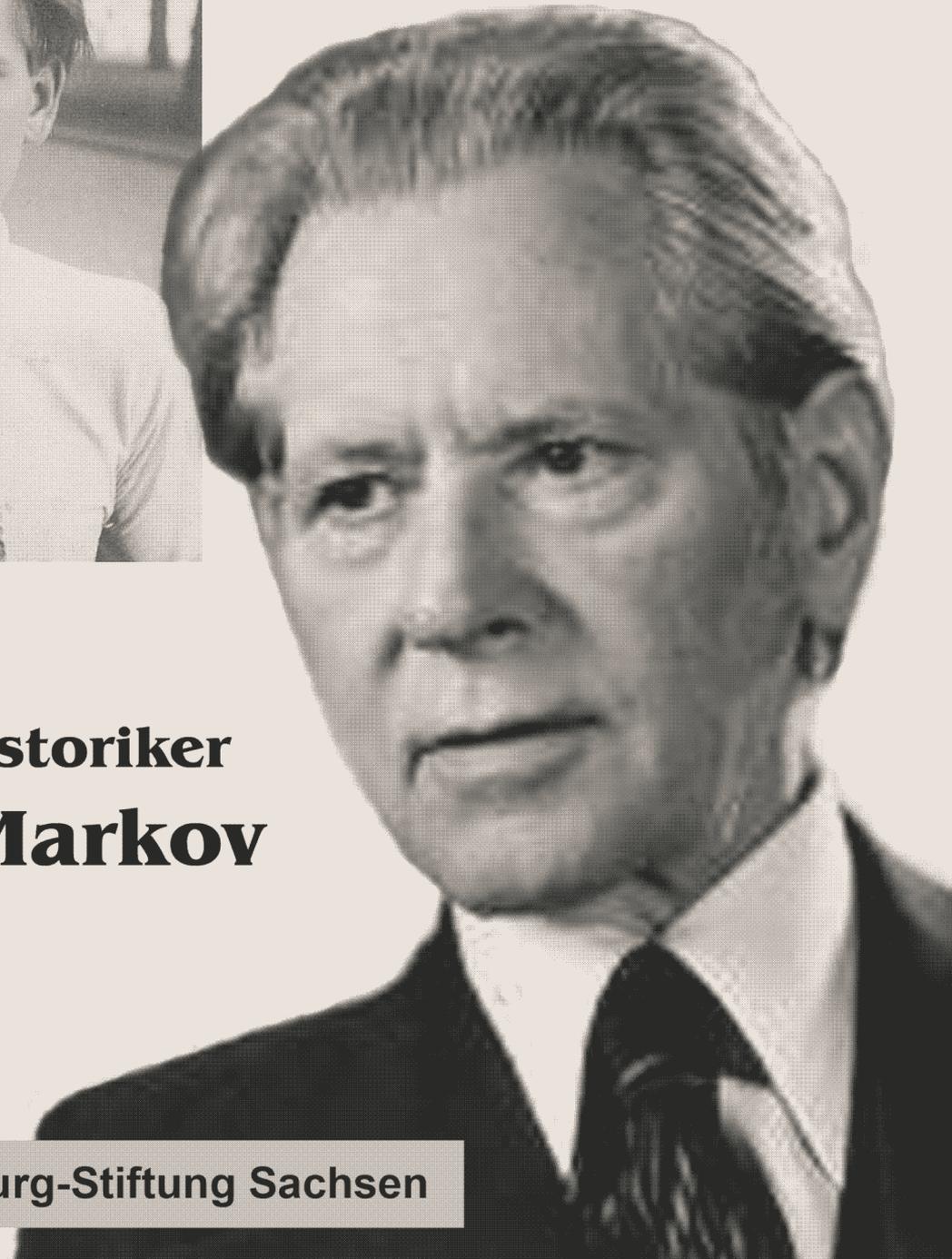


**Beiträge des achten  
Walter-Markov-Kolloquiums**



**Der  
Universalhistoriker  
Walter Markov**



**Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen**

DER UNIVERSALHISTORIKER WALTER MARKOV (1909-1995)



---

# Der Universalhistoriker Walter Markov (1909-1993)

---

BEITRÄGE DES ACHTEN  
WALTER-MARKOV-KOLLOQUIUMS

HERAUSGEGEBEN  
VON  
KLAUS KINNER

ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN 2011

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung von:

Familie Markov  
Bolz, Alexander  
Deich, Ingrid und Werner  
Gebauer, Fritz  
Günther, Ingrid und Eberhard  
Hillert, Olaf  
Hötzel, Manfred  
Kessler, Mario  
Kinner, Klaus  
Köditz, Kerstin  
Köhn, Erich  
Kühne, Annemarie  
Lauter, Hans  
Ludwig, Jörg

Marquardt, Hans-Joachim  
Matschke, Klaus-Peter  
Mieth, Günter  
Müller, Matthias  
Nalewski, Horst  
Neuhaus, Giesela und Manfred  
Platen, Manfred  
Richter, Kerstin  
Rosenberger, Käthe  
Seeber, Eva  
Stecher, Gottfried  
Stein, Regina  
Träger, Christine  
Watzin-Heerdegen, Helga

Der Universalhistoriker Walter Markov. Beiträge des achten Walter-Markov-Kolloquiums. Hrsg. von Klaus Kinner. – Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2011

ISBN 978-3-89819-358-0

© Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V.  
Harkortstraße 10  
D-04107 Leipzig

Fotos: Privatbesitz von Irene Markov  
Redaktion & Satz: Lutz Höll  
Umschlaggestaltung: Hans Rossmanit  
Herstellung: GNN Verlag Sachsen/Berlin GmbH  
Badeweg 1, D-04435 Schkeuditz

# INHALT

- 7 Vorwort
- 9 Skakespeare – Aus einer Vorlesung  
Walter Markovs
- 11 I. BAUSTEINE ZUR BIOGRAPHIE
- 13 *Werner Berthold*  
Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Walter  
Markov zum 100. Geburtstag
- 19 *Claudius Markov*  
Was ist, was bleibt? Zum 100. Geburtstag von  
Walter Markov: Gedanken in Gedenken zu  
Gedanken des Historikers
- 25 *Werner Bramke*  
Der Widerständler Walter Markov
- 33 *Ernstgert Kalbe*  
Ost- und südosteuropäische Geschichte im  
Fokus und an der Peripherie von Walter  
Markovs Schaffen
- 47 *Peter Sebald*  
Walter Markov und die Geschichte Afrikas.  
Das Beispiel Togo
- 57 *Hans Piazza*  
Randnotizen eines dankbaren Schülers
- 61 *Hans Bach*  
Das Interdisziplinäre Zentrum für Vergleichende  
Revolutionsforschung (IZR) – eine neue  
Qualität in der vergleichenden Revolutionsfor-  
schung
- 63 *Hans Bach*  
Erinnerungen an Walter Markov
- 67 *Sven Heitkamp*  
Zwischen Scylla und Charybdis. Walter Markov,  
ein DDR-Historiker zwischen Parteidoktrin und  
Profession
- 77 *Volker Külow*  
Walter Markov und die Gründung der  
Rosa-Luxemburg-Stiftung
- 81 II. DER UNIVERSALHISTORIKER
- 85 *Volker Caysa*  
Hoffnung, Lebenskunst und Geschichte. Über-  
legungen zum Verhältnis von Geschichte und  
Utopie im Anschluss an Ernst Bloch und Walter  
Markov
- 97 *Jutta Seidel*  
Anmerkung zum Beitrag von Volker Caysa
- 101 *Wolfgang Geier*  
Walter Markov – Karl Lamprecht, Jacob Burck-  
hardt und die Folgen
- 107 *Manfred Laueremann*  
Ein melancholischer Marxist: der Historiker  
Walter Markov
- 125 Personenverzeichnis
- 128 Bildverzeichnis
- 129 Autorenverzeichnis



## Vorwort

Am 5. Oktober 2009 jährte sich der 100. Geburtstag von Walter Markov. Er war einer der Gründungsväter unserer Stiftung. Des kommunistischen Antifaschisten zu gedenken, der 1935 zu zwölf Jahren Haft verurteilt worden war und nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus 1949 an die Leipziger Universität berufen wurde, wo er in den fünfziger Jahren mit Gelehrten wie Werner Krauss, Ernst und Hans Mayer das geistige Klima prägte und in der Tradition von Karl Lamprecht seine Schule der universal-

geschichtlich angelegten vergleichenden Revolutionsgeschichte begründete, ist Ehrenpflicht unserer Stiftung. Sie pflegt damit zugleich eine ihrer zentralen Traditionslinien, die in den sieben Walter-Markov-Kolloquia und den aus ihnen erwachsenen Publikationen Ausdruck fanden. Thematisch wollte das Kolloquium neben einer Würdigung des Universalhistorikers Aspekte seines Platzes in der Leipziger Universitätsgeschichte und der Geschichte der Stiftung beleuchten.

Der Herausgeber



## Shakespeare

Walter Markov Vorlesung Nr. 42 Allgemeine Geschichte 1500-1642 Wintersemester 1950/51. Etwa 3 Wochen nachdem die »Leipziger Volkszeitung« vom 17.01.1951 über Ausschluss Walter Markovs aus der SED informiert hatte. Vorlesungsschluss mit Nr. 43 am 16.02.1951.

Es fehlt uns die Zeit und die Autorisation, Erscheinung und Problematik der genialen Schöpfungen Shakespeares durchzudiskutieren.

Thomas Morus, der andere große Geist vom Anfang des Jahrhunderts, selbst noch feudaler Herkunft, erster Minister des Staates, Freund des Erasmus und Holbeins, gleich bewandert in humanistischer Bildung wie in der Regierungspraktik der herrschenden Klasse, gibt eine großartige und nahezu erschöpfende Kritik: Eine Kritik nicht nur des untergehenden Feudalismus, sondern eigentlich auch der Begrenztheit jeden Fortschritts innerhalb der Klassengesellschaft.

Über diese kritischen Ansätze aber gelangte er dennoch nicht hinaus: Unbefriedigt von dem, was zu seiner Zeit in der Reformation realisierbar ist, und das er in der Phantasie längst überboten hat, ohne Vertrauen in die eigene Kraft der Masse, welche diese Reformation in eine Volksbewegung umzuwandeln vermochte, ist er gezwungen, literarisch in eine sozialistische Utopie zu flüchten und praktisch als Märtyrer für das Gegenteil zu sterben, was sich aus seiner Kritik an den bestehenden Gesellschaftsverhältnissen logisch ergab.

Shakespeare, fast ein Jahrhundert jünger als Morus, bereits unter Elisabeth geboren, entwickelte sich unter ganz anderen Voraussetzungen. Er zählte so wenig zur sogenannten englischen Gesellschaft, dass sie den Lebensweg des Genies, das ihre Fassungskraft überstieg, nur in Bruchstücken festhielt.

Wir wissen daher wenig über ihn und müssen Vieles aus seinen Werken rekonstruieren.

William Shakespeare, den Sohn eines später verkrachten Wollhändlers, zwingt ein in seinem heiligsten Gefühl, d. h. (in) seinem Jagdmonopol verletzter Feudalherr zur Flucht nach London, wo sich der junge Shakespeare als Garderobenfrau bei einem der zahlreichen Theater durchschlägt, und er passt

auf die Pferde der Kavaliere auf, welche die Vorstellung mit ihrer Anwesenheit beehrten. Dann avancierte er rasch zum Statisten, Charakterdarsteller und schließlich Theaterdirektor. Später zieht er sich mit seinen Ersparnissen in seine Vaterstadt Stratford zurück, wo er im Alter von 52 Jahren stirbt.

Für Shakespeare war seine Berührung mit dem Theater entscheidend geworden. In England war, ähnlich wie in Spanien, das alte Volkstheater sehr lebendig geblieben. Der Renaissancehumanismus hatte ihm einen starken Auftrieb verliehen, und es während des 16. Jahrhunderts in England zum beliebtesten und belebtesten Künstelement der Hauptstadt gemacht. Seine Komödianten, an der Schwelle zwischen fahrendem Volk, Gaukler, Zauberkünstler und andererseits von der Gesellschaft anerkannten Literatur stehend, sozial verfemt, aber als Spaßmacher gern geduldet, verkörpern diese englischen Komödianten eine relativ freie, volksverbundene Schicht. Sie waren von feudaler Bindung ebenso frei wie von den Parteigruppierungen der herrschenden Klasse während der Reformation.

Das Neue aber, das Rahmensprengende, der Wagemut, die Volkskraft und die ganze Leidenschaftlichkeit des gesellschaftlichen Durchbruchs konnte sich hier der Thematik wie der Akteure bemächtigen. Die Bühne wurde ihr Sprachrohr, ihre Tribüne, und um sie rang der akademische Humanismus und seine antike Liebhaberei mit den Schicksalsgestalten aus eigenem Erleben seiner revolutionären Zeit.

Shakespeare hatte darin Vorläufer, wie Marlowe und auch Nachfolger wie Ben Jonson, der bewußter als Shakespeare in der Verspottung des Mittelalters, politischer in der Parteinahme für die bürgerlich-demokratische Zeitströmung war ...

Shakespeares Genie bleibt realistisch auch dem Neuen gegenüber, dessen unbedenklichen Gold-

hunger der Dichter wohl durchschaut. Er ist so zum größten Menschen der Weltliteratur geworden. Von Marx und Engels in seiner Unvergleichlichkeit hoch gewertet und von beiden oft herangezogen, der unerkannte, heimliche und wahre König der elisabethanischen Ära ...

In Shakespeares letztem großem Drama »The Tempest« wetterleuchtet bereits der geahnte Untergang des Marry Old England: Sturmvögel kündigen den Umsturz an, vor dem das elisabethanische Zeitalter mehr als Zwischenlösung erscheint.

Es ist nicht ganz leicht, ein zutreffendes Bild der elisabethanischen Ära in all ihren Widersprüchen zu zeichnen: denn dazu genügt es ja nicht, die gesellschaftlichen Triebkräfte und ihre Auswirkungen, Gewinner und Leidtragende der Entwicklung, Licht und Schatten, säuberlich nacheinander zu katalogisieren: sie müssen hier in ihrer dialektischen Einheit gesehen werden.

Wenn gelegentlich von der Klassizität dieses Zeitalters gesprochen wird, so führt das leicht irre. Es ist ein Zeitalter gewaltsamer Übergänge. Man kann durchaus nicht sagen, dass jetzt eine gesellschaftliche Formation in vollem Ausschwingen der ihr

innewohnenden Entfaltungsmöglichkeit bis an die erreichbare Grenze, ihren Höhepunkt erreicht hat, um alsdann der Zersetzung, der Dekadenz, dem Untergang in einer revolutionären Katastrophe anheimzufallen. Gewiss, die ungehemmte zum Teil sicher noch barbarisch naive Genusssucht der herrschenden Klassen hat im 16. Jahrhundert auch in England, wie davor auf dem Kontinent, ihre Orgien in Renaissance-Kostüme gekleidet, ihre aufsteigenden Schichten haben in Stil und Mode, in Luxus und Verbrechen feudale Vorbilder nachgeahmt. Und in der Tat passen die namenlosen Emporkömmlinge, die großen Räuber des Bauern- und Kirchenlandes so gut wie die glückhaften Piraten des Weltmeeres ganz gut zu den blau-blütigen Nachkommen der Rosenkriegsschlächter.

Bei den einen wie den anderen wurde viel gesungen, getrunken, spektakelt, gebrannt, geköpft und gehenkt. Gut und Leben der Massen war ihnen dafür gleichbillig.

Das Volk gehörte schon als Staffage zum fröhlichen alten England dazu, aber wesentlich um die Zeche zu bezahlen.

## I. BAUSTEINE ZUR BIOGRAPHIE



WERNER BERTHOLD

## »Weltgeschichte im Revolutionsquadrat«. Walter Markov zum 100. Geburtstag

Walter Markov, marxistischer Historiker der DDR von Weltruf, wurde am 5. Oktober 1909 in Graz als Sohn einer Wienerin und eines kaufmännischer Angestellten slowenischer Nationalität geboren. So wuchs er zweisprachig auf. Zudem wurde infolge mehrerer Umzüge sein schulischer Unterricht in diesen Sprachen und zudem in serbokroatisch erteilt. Für den künftigen Universalhistoriker, dessen Werk als »Weltgeschichte im Revolutionsquadrat« charakterisiert wurde, war es von großer Bedeutung, dass er im und nach dem ersten Weltkrieg in zwei multinationalen Staaten aufwuchs: In der Habsburger-Monarchie und nach deren Ende 1918 im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen. Die Erfahrungen in diesen Staatsgebilden hatten eine tiefe Verachtung für »jede Abart von Nationalismus« erzeugt, die ihn zum »Kommunismus« führte.

Schon mit 10 Jahren war er »auf die Spur der Geschichte« orientiert. So fuhr er nach dem Abitur 1927 polyglott nach Leipzig, um hier sowie in anderen Universitätsstädten ein breit angelegtes Studium der Geschichte aufzunehmen. In Bonn schlug ihm der antinazistische Historiker Fritz Kern in Kenntnis seines Talents und seiner antifaschistischen Haltung vor, rasch zu promovieren. Das erfolgte 1934 mit einer Arbeit über »Serbien zwischen Österreich und Russland 1897 – 1908«. Im gleichen Jahr wurde er Mitglied der KPD. Schon zuvor hatte er eine antifaschistische Gruppe an der Universität gegründet, die aber 1935 verraten wurde. »Wegen Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens« wurde er zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt. Im Zuchthaus Siegburg fand er Verbindung zu anderen antifaschistischen Gefangenen, mit denen er einen Plan zur Selbstbefreiung ausarbeitete. Beim Nahen amerikanischer Truppen wurde er ausgelöst. Die Zuchthauswächter kapitulierten und eine amerikanische Einheit wurde von Markov an der Spitze einer »revolutionären Leitung« vor dem Zuchthaus begrüßt.

Markov kehrte nach Bonn zurück und entfaltete mit seinen Genossen eine umfangreiche antifaschistische Tätigkeit. Er war jedoch davon überzeugt, dass er als Berufshistoriker viel mehr zu leisten vermochte und zudem für eine angestrebte Familiengründung eine feste berufliche Grundlage benötigte. Die Universität bot ihm aber dafür keine Perspektive.

Um seine Möglichkeiten als Historiker in der SBZ zu erkunden, folgte er der Einladung zu einer Historikerkonferenz, die im Mai 1946 in Berlin stattfand. Den einleitenden Vortrag »Die gegenwärtige Lage Deutschlands und ihre Bedeutung für die Geschichtswissenschaft« hielt Anton Ackermann. Markov entsprach als erster der mehrfachen Aufforderung zur Diskussion. Sein Beitrag, in dem er u. a. auf den Begriff Produktivkräfte einging, hinterließ einen solchen Eindruck, dass ihn die Rektoren von Leipzig und Greifswald Berufungen antrugen. Er wählte Leipzig.

Die Übersiedlung erfolgte im Oktober 1946. Er nahm sofort eine Fülle politischer und wissenschaftlicher Aufgaben als Mitglied der SED-Parteileitung im Lande Sachsen, sowie im Rahmen der »Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion« und des Kulturbundes wahr. Seine Lehrveranstaltungen über »Russische Geschichte von der Bauernbefreiung 1861 bis Stalingrad 1943« und »Revolutionen der Neuzeit« an den Universitäten in Leipzig und Halle wurden ein großer Erfolg. Die zugleich entstehende Habilitationsschrift zum Thema »Grundzüge der Balkandiplomatie. Ein Beitrag zur Geschichte der Abhängigkeitsverhältnisse«, schloss mit einer Würdigung Titos. Nach erfolgter Habilitation wurde Markov 1949 ord. Professor und Leiter des von Karl Lamprecht 1890 gegründeten »Instituts für Kultur- und Universalgeschichte.«

Unbegreiflich war es jedoch für ihn wie für seine Freunde und Schüler, dass im Zuge einer Mitglieder-Überprüfung der SED 1951 sein Ausschluss

als »Parteifeind« erfolgte. »Titoismus« wurde u.a. als Grund genannt. Markovs akademische Stellung wurde jedoch wider Erwarten nicht verändert. Trotzdem musste er sein künftiges Schaffen und Wirken bedenken. Zudem hatte er mit Irene Bönninger, seiner mutigen Mistreiterin, im Dezember 1947 eine Familie gegründet. Da weitere Forschungen über die Balkanstaaten nach Titos Verurteilung durch Stalin ein potenziertes Risiko geworden waren, suchte er eine neue Thematik. Der bedeutende Romanist Werner Krauss schlug ihm vor, sich der Geschichte der Großen Französischen Revolution zu widmen. Diese wurde nun sein Hauptthema. Im Rahmen umfassender Darstellungen – erwähnt sei nur das mit seinem Freund Albert Soboul verfasste Werk »1789 Die Große Revolution der Franzosen« (Berlin 1973) – konzentrierte sich sein Interesse auf Jacques Roux. Dieser zählte zu jenen Geistlichen, die es mit einem ursprünglichen Christentum ernst meinten, sich der Revolution anschlossen und in ihr entschieden für die ungeschmälerten Rechte der ärmsten werktätigen Schichten eintraten. Dies ging selbst den Jakobinern zu weit. Sie warfen ihn ins Gefängnis, wo er starb. Das mehrbändige Werk Markovs über Roux zeugt von seinem politischen Grundanliegen, das sich von seiner Geschichtsforschung und -schreibung nicht trennen lässt. So verstand er sich nach seinem Parteiausschluss als »parteiloser Kommunist« und trat 1990 der PDS bei, die ihn vollkommen rehabilitiert hatte.

Mit begabten Schülern verfolgte er zugleich ein universalgeschichtliches Ziel. So hieß es in den 50er Jahren, Markov habe die Welt aufgeteilt, wobei Lothar Rathmann den nordafrikanischen Raum, Manfred Kossok Lateinamerika und Kurt Büttner das subsaharische Afrika als Forschungsdomäne übernahmen. Markov selbst lehrte als Gastprofessor 1962 im nigerianischen Nsukka. Diese Bestrebungen führten zu einem Forschungszentrum Asien-Afrika-Lateinamerika. Auch nach dessen Ablösung durch das Projekt »Vergleichende Revolutionsgeschichte« wirkte es in diesem wie in anderen Zentren – so im »Zentralen Rat für Asien-, Afrika- und Lateinamerikawissenschaften der DDR« unter Vorsitz Rathmanns – fort.

Gemeinsam mit Kossok entwickelte Markov eine Typologie bürgerlicher Revolutionen. Wesentlich wurde die Unterscheidung: Revolutionen im Feudalismus für den Kapitalismus (Frankreich 1789) sowie im Kapitalismus für den Kapitalismus (Frankreich 1848). Mit den wachsenden Entwicklungsproblemen des »realen« Sozialismus stellte sich auch die Frage, ob diese nur noch durch eine Revolution im Sozialismus für den Sozialismus zu lösen sind. Markov hatte sie schon in der zweiten Hälfte der 80er Jahre beantwortet. Ausgehend vom Prinzip des »Demokratischen Zentralismus« stellte er fest, dass »man Demokratie mit der Lupe suchen« muss, während der Zentralismus bis in die feinsten Verästelungen auswuchern konnte ... Eine natürliche Reaktion auf eine solche Krise, wenn sie von Klasseninhalten getragen wird, kann eine Revolution sein«. 1989/90 bestätigte sich aber die Befürchtung, dass diese mit dem »Existenzrisiko der sozialistischen Gesamtperspektive« (Kossok) verbunden ist. So bezeichnete Markov in einem Brief an den befreundeten israelischen Historiker Walter Grab vom 2.3.1990 das Endresultat der »Wende« übersteigert als »Vendée«. Diese westfranzösische Landschaft, in der seit 1791 ein militanter bäuerlicher Widerstand gegen die Revolution zu verzeichnen war, galt als Hauptherd der Konterrevolution und wurde ihr Synonym.

Markov, Kossok, Kocka und viele Andere unterscheiden zwei konträre Abschnitte in der Protestbewegung der DDR, die ansonsten zumeist unter dem Begriff »friedliche Revolution« zusammengefasst werden: Das Streben nach Demokratisierung in der DDR sowie deren Liquidierung und Anschluss an die BRD.

Die Anwendung des Begriffs Vendée erscheint jedoch als problematisch. Denn hier verband sich der bewaffnete Kampf gegen die Revolution mit separatistischen Bestrebungen. Noch problematischer dürfte die Anwendung eines Revolutionsbegriffs auf die Entwicklung der Protestbewegung in der DDR ab November/Dezember 1989 sein. Anders steht es mit dem Begriff Restauration. Wenn er von seiner Anwendung auf die Periode von 1815-30 bzw. 1848 gelöst und auf die Wiederherstellung vergangener Zustände – im Negativen wie im Positiven – ange-

wandt wird, können unter ihm sowohl die Wiedereinführung des Kapitalismus als auch jener bürgerlichen Freiheiten verstanden werden, die es z.T. in der Weimarer Republik schon gegeben hat. Diese Restauration hat also einen ökonomischen sowie einen juristischen und verfassungsmäßigen Aspekt. Der Letztere ermöglichte es einstigen Bürgern der DDR, juristisch – so in der Rentenfrage – durch offene Kritik, Demonstrationen und Wahlverhalten gegen die Modi der Wiedereinführung des Kapitalismus zu protestieren. Angesichts des Prinzips »Rückgabe vor Entschädigung« konnte dies aber für Markov als Emeritus keinen Erfolg haben. So

musste er mit seiner Familie die Leipziger Wohnstatt verlassen und nach dem Dorf Summt (bei Oranienburg) übersiedeln. Hier starb der bedeutende Historiker am 3. Juli 1993. Mehr als Hundert seiner Freunde und Kollegen waren angereist, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Jahre danach wurde aber in seinem einstigen Leipziger Wohngebiet ein »Walter-Markov-Ring« eingeweiht und selbst in der Universitätsgeschichte von 2009 werden er und Kossok gewürdigt. Mit seinem imposanten Werk hinterließ Markov ausführliche Memoiren, die anlässlich seines 100. Geburtstages erschienen.





*Bild 1* – Das Kleinkind: Walter Markov mit seinem Vater. Um 1910/1911.



CLAUDIUS MARKOV

## Was ist, was bleibt? Zum 100. Geburtstag von Walter Markov: Gedanken in Gedenken zu Gedanken des Historikers\*

Die Feierlichkeiten zur 600jährigen Geschichte der Leipziger Universität sind Geschichte. Was davon wird bleiben in der Zeit nach uns? Was wird vergessen werden, was Bestand haben? Die Bilder derer, die sich medial inszeniert auf den ersten Sitzreihen ablichten ließen, um für spätere Generationen als wichtige Personen der Zeitgeschichte im rechten Licht zu erscheinen? Oder werden es Bilder sein von »widerspenstigen Störenfriede«? Wird man noch die Namen dieser Studierenden kennen und den Grund ihrer Proteste? Und wie viele werden es sein, die in späteren Jahren Geschichten aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu diesem Reflexionsjubiläum über Geschichte schreiben, um Geschichte zu beschreiben?

Oder bleiben nur die Persönlichkeiten von Wissenschaftlern, die mit ihren Leistungen das Gesicht der Universität in vielen Jahrhunderten prägten? Welche Gelehrten werden das sein? Wer wird diese Auswahl nach welchen Kriterien treffen? Und mit welchem Zweck, denn »die Geschichte ist unter den Wissenschaften die anfälligste und wehrloseste, wenn es den Zeitgeist gelüftet, sie zu vergewaltigen und zu beschmutzen. Sie kann sich nicht hinter Formeln und Retorten verkriechen, kann in kein neutrales Sachgebiet abwandern ... Jede Zeit hat ihre Vorbilder, ihre Abbilder und ihre Wunschbilder. Weil aber das, was man möchte, verpflichtender zu sein pflegt als das, was ist, darum ist Geschichtsklitterung so alt wie die Geschichte selbst ... Keine Epoche ist dieser Versuchung entgangen, und keine wird ihr jemals entgehen.«<sup>1</sup>

Treffliche Worte, geschrieben vom Leipziger Historiker Walter Markov, einem Revolutionsforscher von Weltrang, dessen Geburtstag sich im vorigen

Jahr – zeitgleich mit dem Universitätsjubiläum – zum 100sten Mal jährte. Markov gehörte neben dem Philosophen Ernst Bloch und dem Literaturwissenschaftler Hans Mayer zu den bedeutendsten Geisteswissenschaftlern, die nach der braunen Diktatur, die auch um die Leipziger Universität keinen Bogen gemacht hatte, einen neuen Geist in die Hörsäle trugen. Veröffentlicht hat Markov diese nach wie vor gültigen Gedanken über Rolle und Zwänge der Geschichtsschreiber bereits 1946 in der Fuldaer Volkszeitung vom Verleger Heinrich Kierzek, mit dem ihn seit der gemeinsamen politischen Haftzeit unter den Nazis eine enge Freundschaft verband.

Und vielleicht beschrieb Markov schon damals in weiser Voraussicht das Dilemma des nächsten Lebensabschnitts als Historiker. Wer weiß, denn Epochenbrüche und Wendungen an deren Schnittstellen hatte der damals 38jährige in seinem bisherigen Leben schon mehrfach erlebt. »Jede Geschichte, auch die eigene, hat ihre Vergangenheit. Niemand kann sich seinen Tag X aussuchen, nicht den Ort der Handlung, die Eltern, die Vorfahren. Von letzteren gibt es eine unüberschbare Menge, gleich den Weizenkörnern, die sich auf einem Schachbrett multiplizieren«<sup>2</sup> beschreibt Markov – der aus einer österreichischen Familie mit Vorfahren verschiedener Nationalitäten stammte – selbst seine Familiengenealogie. Geboren am 5. Oktober 1909 im Graz der k. und k. Monarchie verbrachte er seine Kindheit von 1910 bis 1925 in Ljubljana und Kranj, dann auch in Belgrad und Sušak, wo er das Abitur ablegte. »Es mag wahr sein, dass man Heimat nicht an den Fußsohlen davonträgt; dass es weh tut, dem Fleckchen Erde zu entsagen, auf dem sich beim Finden zu sich selbst erste Hoffnungsschwingen entfalten und unzerstör-

\* Der Artikel erschien zuerst unter dem Pseudonym Karl Günther in »Der WolkenTramper. Zeitung für Kultur, Kleinkunst und humanistische Bildung.« Ausgabe 9. Jahrgang 2010. Leipzig 2010. S. 1-4. **1** Walter Markov: *Kognak und Königsmörder*. Berlin und Weimar 1979. S. 21. **2** Walter Markov: *Wie viele Leben lebt der Mensch. Eine Autobiographie aus dem Nachlaß*. Hrsg. von Irene Markov. Leipzig 2010. S. 9.

bare Freundschaften Frucht zu tragen beginnen«<sup>3</sup>, blickt Markov 1977 zurück auf sein Jungendasein in der multikulturellen Welt des Balkan.

»War das halbe Jahrhundert zu überbrücken?«<sup>4</sup>, fragte sich Markov, als er 1982 endlich Zeit hatte, seine alte Heimat, die für ihn in der Erinnerung »fünfzig Jahre lang Feenland gewesen war«<sup>5</sup>, heimzsuchen und den inneren Mut aufbrachte, sich vor Ort der eigenen Familiengeschichte mit ihren schmerzhaften Brüchen und Rissen zu stellen. Der blutige Jugoslawienfeldzug der faschistischen Wehrmacht gegen die sich heldenhaft wehrende Titoarmee »wirft für die Familie in Belgrad die Gretchenfrage auf: Sind sie ›Volksdeutsche‹? Mutter – ausgerechnet sie, die einzige ›wirkliche‹ Deutsche! – leistet weltanschaulichen Widerstand, einfach großartig. Und der Bruder Mile in Zagreb, Telegraphist am Hauptbahnhof, der seinen Neugeborenen Bojan, d. h. ›Kämpfer‹ tauft: eine prächtige Überraschung! Mile verhungert im KZ des ›Unabhängigen Staates Kroatien‹ der Ustascha, die anderen drei Jungs leisten Hitler Waffendienst. Lizzy (die Schwester) wird auf den BDM schwören.«<sup>6</sup>

Geschichte macht keinen Bogen, um niemanden. Wie ein Schatten begleitet sie jeden. Auch Markov. Als 18jähriger beginnt er ein Studium mit den Schwerpunkten Geschichte, Geographie, Philosophie und Slawistik und promoviert 1954 summa cum laude bei Fritz Kern über Serbien zwischen Österreich und Russland, 1897–1908. Niemand kann sich der Geschichte entziehen. Markov stellt sich ihr: Im gleichen Jahr wird er Mitglied der verbotenen KPD und gründet eine illegale Widerstandsgruppe an der Universität Bonn und verfasst drei Ausgaben der illegalen Zeitung »Sozialistische Republik«. Die Gruppe fliegt auf, Markov wird »wegen Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens« zu 12 Jahren Zuchthaus, davon sechs in Einzelhaft, verurteilt. 1945 organisiert er die Selbstbefreiung der politischen Häftlinge noch vor dem Eintreffen der amerikanischen Truppen in Bonn.

Und wieder ein der Logik von Geschichtsverläufen folgender Bruch in Markovs Leben: Trotz – oder

gerade wegen? – seines politischen Vorlebens bleibt ihm eine wissenschaftliche Karriere an der Universität Bonn nach Kriegsende verwehrt. Wegen fehlender Aussichten auf eine akademische Laufbahn siedelt Walter Markov 1946 in die Ostzone über und habilitiert sich an der Universität Halle mit einer Arbeit über die Balkandiplomatie. 1947 folgt Markov dem Ruf von Hans-Georg Gadamer, dem Rektor der Alma Mater Lipsiensis und übernimmt hier 1949 den Lehrstuhl für Kultur- und Universalgeschichte des Karl-Lamprecht-Instituts am Peterssteinweg. Zu dieser Zeit lehren an der im Frühjahr 1947 gegründeten »Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät« solche Wissenschaftler wie Arthur Baumgarten, Werner Krauss, Gerhard Harig, Hermann Budzislawski, Wieland Herzfelde, Ernst Bloch, Julius Lips, Henryk Grossmann und Hans Mayer. »Wollte man die Odysseen all dieser Kollegen erzählen«, schreibt Markov später, »geriet wohl das schablonenhafte Bild des zerstreuten ›deutschen Professors‹ ungebührlich ins Wanken ... Hans Mayer später einmal zu mir: ›So ganz richtige Professoren werden wir beide wohl nie werden ...‹ Es war trotzdem – oder gerade deshalb – eine in der Geschichte der deutschen Universität ganz einmalige Equipe, weil einer einmaligen Konstellation zu verdanken. Sich in ihr zu behaupten, bedurfte schon, wie Hans Mayer richtig bemerkte, einer gewissen Anstrengung, und der Durchschnitt hatte es schwer, Schritt zu halten.«<sup>7</sup> Wer von diesen Wissenschaftlern wird – bei aller Differenzierung in der Betrachtung auf deren Haltungen und Wirken – bleiben in den Geschichtsbüchern über die Geschichte der Geschichte in der Nachkriegszeit an der Leipziger Universität?

Walter Markov beteiligt sich in diesen Jahren aktiv an den Debatten über ein neues Deutschland. Auf Initiative Werner von Trotts treffen sich zwischen August 1947 und Mai 1948 etwa 40 namhafte Persönlichkeiten aus allen vier Besatzungszonen und politischen Lagern, um im Geiste des europäischen Widerstands die Erneuerung Deutschlands zu diskutieren. Versammlungsort ist das kurhessische Schloss Imshausen, der Sitz der Familie von

<sup>3</sup> Walter Markov: *Autobiographische Tagebücher. Unver. Manuskript.* <sup>4</sup> Walter Markov: *Wie viele Leben lebt der Mensch.* S. 378. <sup>5</sup> *Ebenda.* S. 379. <sup>6</sup> Walter Markov: *Autobiographische Tagebücher.* <sup>7</sup> Walter Markov: *Wie viele Leben lebt der Mensch.* S. 275.

Trott zu Solz. Man sucht nach Möglichkeiten einer eigenständigen »Synthese zwischen Westen und Osten«. Um der Initiative einen organisatorischen Rahmen zu geben, wird die »Gesellschaft Imshausen« gegründet. Der frühere Zentrumsabgeordnete Dr. Carl Spiecker übernimmt den Vorsitz. Zum Vorstand gehört außer ihm Werner von Trott, Bruder des Widerstandskämpfers Adam von Trott zu Solz, der Publizist Walter Dirks (Mitherausgeber der »Frankfurter Hefte«), der Arzt und Philosoph Wilhelm Küttemeyer sowie der Ökonom und Agrarexperte Artur von Machui. Weitere Teilnehmer dieser Zusammenkünfte von Sozialdemokraten, Christen und Kommunisten sind – neben Walter Markov – der Physiker und Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker, der Publizist Eugen Kogon, die ehemalige Zentrumsabgeordnete Helene Wessel, Theodor Steltzer (Mitglied des Kreisauer Kreises und erster Ministerpräsident von Schleswig-Holstein), der politische Schriftsteller Ernst Niekisch (Widerstandskämpfer, nach dem Krieg Professor für Soziologie an der Berliner Humboldt Universität, der nach dem 17. Juni 1953 alle Ämter niederlegt, 1955 aus der SED austritt und 1963 in die Bundesrepublik übersiedelt) sowie der Schriftsteller Alfred Kantorowicz. Die Initiative scheitert an der nächsten geschichtlichen Zäsur, dem Kalten Krieg.

Der biographischen Brüche in Walter Markovs Leben nicht genug: »War 1951 ein doppelter Einschnitt?«<sup>8</sup> fragt Markov sich selbst in den 1980er Jahren rückblickend auf den Verlauf seiner Lebensgeschichte. Was meint er? Den Rauswurf aus der SED – von dem er am Frühstückstisch in Holzhausen aus der »Leipziger Volkszeitung« erfährt – wegen angeblichem Objektivismus und Kosmopolitismus, seiner »recht unabhängigen Denkweise«, verbunden mit dem Vorwurf des »Titoismus«? Oder den gedanklichen Anfang vom Ende seiner Utopien? Oder das endliche Angekommensein im Leben als Ehemann und Vater mit seinen Verpflichtungen und all seinen Rücksichten, die es als Familienoberhaupt von nun an auch zu nehmen gilt? Oder Alles in Summe?

Trotzdem kann Walter Markov seine wissenschaftliche Arbeit in Leipzig fortsetzen. Sein For-

schungsschwerpunkt wird die Französische Revolution und vergleichenden Revolutionsforschung. Über seine Beschäftigung mit der äußersten Linken der Französischen Revolution fand er sein großes Thema und verfasste darüber sein wissenschaftliches Hauptwerk: die soeben im Leipziger Universitätsverlag wieder erschienene Arbeit »Jacques Roux – oder vom Elend der Biographie«. Als Vorstandsmitglied mehrerer internationaler wissenschaftlichen Gesellschaften und Präsident der deutsch-afrikanischen Gesellschaft arbeitet er von 1962 bis 1964 als Ordinarius an der University of Nigeria in Nsukka. Anfang der 1970er Jahre – der Arzt Dr. Salvador Allende ist erster gewählter sozialistischer Präsident der Republik Chile – lehrt der Leipziger Historiker an der Universität von Santiago und erlebt hier hautnah das durch demokratische Wahlen legitimierte Experiment des Dritten Weges, das scheiterte, ja scheitern musste: Es passte nicht ins Geschichtsbild der kalten Krieger aller Himmelsrichtungen. Wie wird das Urteil späterer Geschichtsschreiber ausfallen über diesen weltweit ersten Versuch eines auf demokratischen Willensbekundungen und Entscheidungen beruhenden sozialistischen Gemeinwesens?

Auf eine ähnliche Fragestellung hat Walter Markov aus Historikersicht schon Ende der 1940er Jahre eine publizierte Antwort von allgemeiner Gültigkeit gegeben: »Unsere unfertige Gesellschaftsordnung kann kein fertiges Geschichtsbild haben. Sie kann nur Wege weisen. Wege, die sich nicht selbst anbieten, die man suchen muß, behaftet mit dem Risiko der Umwege, ja Irrwege. Es ist unvermeidlich, daß sich an den Kreuzungen die Geister scheiden und glauben, einander jenseits des Labyrinths am gleichen Ziel wiederzufinden, den einen früher, den anderen später.«<sup>9</sup>

Und Jahre nach der Wende – kurz vor seinem Tod im Jahr 1993 – zieht Markov als alter gebrechlicher aber ungebrochener Mensch seine Bilanz über den von innen her zusammengefallenen real existierenden Sozialismus stalinistischer Prägung »Nun habe ich feststellen müssen, dass wir mit Pauken und Trompeten nicht nur den Kalten Krieg, sondern eine

<sup>8</sup> *Ebenda*. S. 391. <sup>9</sup> Walter Markov: *Vom Nutzen der Historie*. In: »Fuldaer Volkszeitung« vom 24. September 1946.

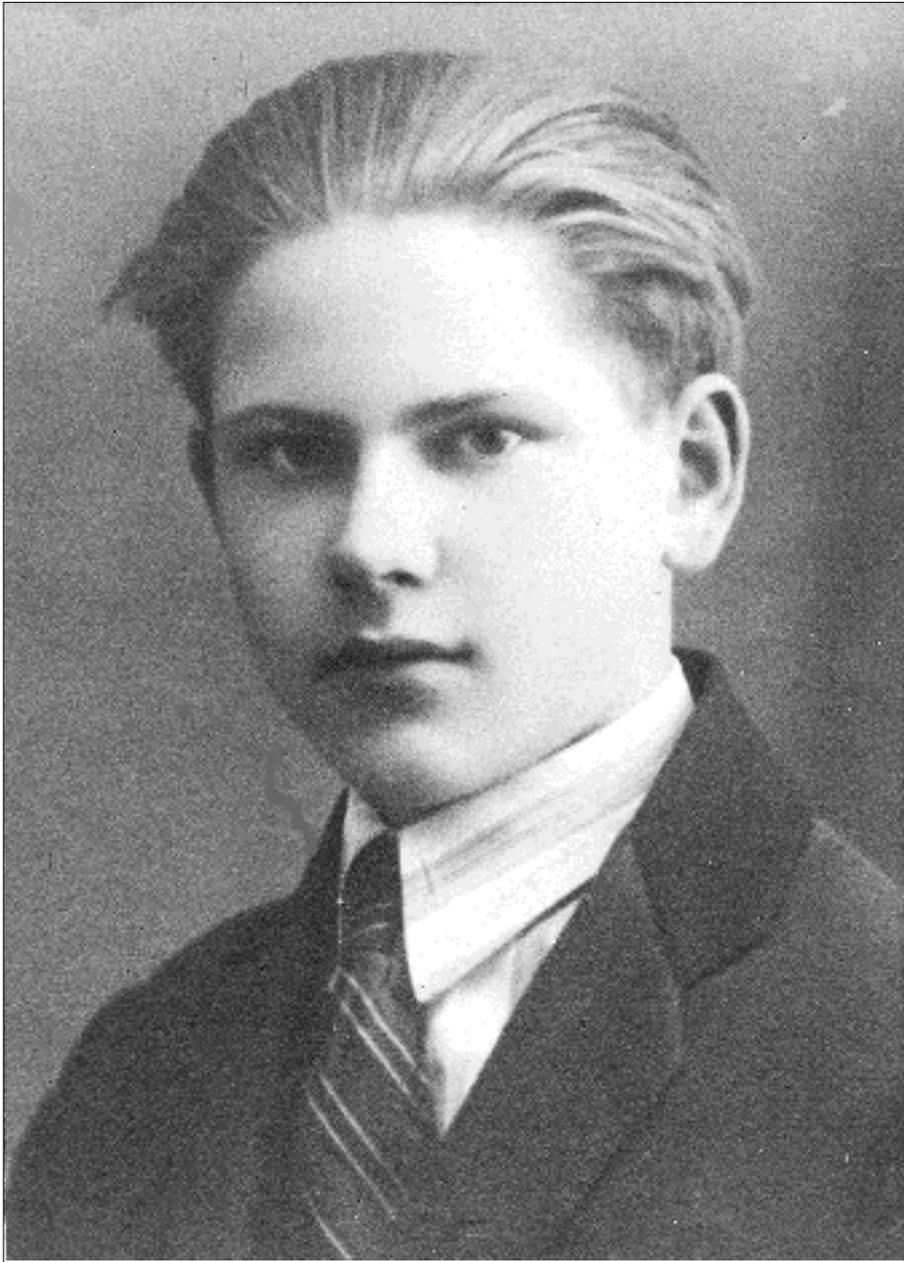
ganze geschichtliche Epoche verloren haben. Der Geburtsfehler war wohl der Traum von einer kommunistischen Gesellschaft, welche zugleich die gerechtere und effektivere Lebensform sein sollte. Der Widerspruch zwischen Ethik und Ökonomie, zwischen Gerechtigkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit und wirtschaftlichem Erfolg um jeden Preis war im Realsozialismus noch schlechter auszubalancieren als im westlichen Kapitalismus ... Der reglementierte Sozialismus des 20. Jahrhunderts entpuppte sich als untaugliches, als widerlegtes Experiment und verannte sich folgerichtig in einer Sackgasse. Daran gibt es nichts zu deuteln.«<sup>10</sup> Und spart – ganz aus der Draufsicht – nicht die Verantwortung der wissenschaftlichen Vordenkereliten und nicht seine eigene, in allen Zeitenwenden immer selbstbestimmte Rolle dabei aus: »So viele Gesellschaftswissenschaftler sich auch über die Zukunft des sozialistischen ›Ideals‹ den Kopf zerbrachen: Nicht einer kam auf den Gedanken, dass es zu einem Zerfall in praktisch allen Dimensionen kommen würde. Wobei die Tragik darin besteht, dass gerade der mutige Versuch, das Problematische – die Verhältnisse von Diktatur und Demokratie, von Ökonomie und Macht – ohne Rücksicht auf Verluste an der Wurzel zu packen, den Auf-

takt zum Totaldesaster im Herrschaftsbereich des ›stalinistischen‹ Realsozialismus abgab. Vielleicht haben auch wir ›Theoretiker‹ unser begriffliches Instrumentarium, das sich aus der Wirklichkeit des 18. und 19. Jahrhunderts entwickelt hat, zu spät einer Revision hinsichtlich der veränderten universalen Produktions- und Kommunikationsweise in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unterzogen.«<sup>11</sup>

Was an Erfahrungen aus Geschichte und welche Personen mit ihren Gedanken überdauern die Geschichte und werden zu großen oder kleinen Puzzlesteinen der kollektiven Erinnerung? Welche hingegen werden gelöscht oder löschen sich selbst? Und welche Rolle kommt dabei der offiziellen Geschichtsschreibung zu? Walter Markov ist sich da sicher gewesen und weiß um die Verantwortung künftiger Generationen von Historikern: »Historie als Tendenz, als willfähiges Instrument leuchtet ohne weiters ein. Keine andere Wissenschaft vermag so mühelos generationsweise Psychosen zu züchten. Keine vermag so zu uniformieren und zu drillen wie sie, keine versteht es besser, Gewissen zu betäuben. Aber wenn wir all das nicht wollen, was bleibt?«<sup>12</sup>

**10** Thomas Grimm (Hrsg.): *Was von den Träumen blieb. Eine Bilanz der sozialistischen Utopie*. Berlin 1993. S. 83. **11** *Ebenda*.

**12** Walter Markov: *Kognak und Königsmörder*. S. 24.



*Bild 2* – Der Vor-Abiturient: Walter Markov als fast 17jähriger. Sušak 1926.



WERNER BRAMKE

## Der Widerständler Walter Markov

Die Überschrift verheißt vielleicht zu viel. Sie könnte die Erwartung wecken, im Folgenden werde über die von Walter Markov geführte Widerstandsgruppe, über seine Haftzeit, sein Bemühen um die Entnazifizierung und Demokratisierung gegen Widerstände in Bonn, ja und auch über Markovs Selbstbehauptung gegen Attacken in der DDR zumindest Anfang der fünfziger Jahre in der DDR gesprochen respektive geschrieben. Denn es war in diesen Etappen seiner Biographie Walter Markov immer um die Selbstbehauptung eines demokratischen Kommunisten in der Verpflichtung übergeordneter gesellschaftlicher Interessen gegangen. Die vielleicht irritierende Bezeichnung »demokratischer Kommunist« gebrauchte ich bewusst, denn Markov verstand sich in diesen Bewährungsproben als Kommunist, auch als führende Kommunisten der DDR ihn schofel behandelten. Die Zusammenhänge dieses Widerstehens unter sehr unterschiedlichen Bedingungen herauszuarbeiten wäre interessant, doch mehr als sie anzudeuten ist hier nicht möglich. Im Mittelpunkt der Betrachtungen werden die Tätigkeit der Gruppe Markov in den Jahren 1954/55 und die Voraussetzungen dafür stehen.

Walter Markov war einer der wenigen deutschen Gesellschaftswissenschaftler, die das Risiko des illegalen antifaschistischen Widerstandes im Lande, in der Höhle des Löwen<sup>1</sup>, wie er einmal selbst sagte, auf sich nahmen. Dass es ihm nicht viele gleich taten, ist bezeichnend für die Verhältnisse an den deutschen Hochschulen vor dem 30. Januar 1933. Warum das so war, dazu hat er mit einigem Abstand (1965) und sorgfältig abwägend, in einem Vortrag in Leipzig Folgendes zu bedenken gegeben:<sup>2</sup> »Die kompakte kleinbürgerliche Mehrheit an den deutschen

Universitäten grölte dem Faschismus zu oder schaltete sich jedenfalls gleich. Der fortschrittliche Student musste sich entscheiden: Wie schwer wog die Fessel der echten Überzeugung. Sollte ich abhauen, den braunen Staub von den Füßen schütteln?« Diese Frage bedrängte die kleine Zahl von Studenten, die er als fortschrittlich ansah, und sie bedrängte auch ihn, der gute Möglichkeiten und auch Gründe gehabt hätte, sich abzusetzen. Er hatte einen ausländischen Pass, sehr gute Noten, konnte wohl an jeder Universität im Ausland seine Studien fortsetzen. Er hätte sich fragen können, was gehen mich, den ehemaligen Kakanier, meiner familiären Herkunft nach halb Österreicher, halb Jugoslawe (Slovene), die Nöte der Deutschen an, wenn deren Universitäten den neuen Machthabern geneigt sind? Guter Rat war teuer und auch kaum zu erwarten, nachdem die erste Reihe, die den Widerstand gewagt hatte, verhaftet oder vertrieben worden war. Und Ratschläge möglicher, aber zaudernder Verbündeter wie: Wir müssen uns für eine bessere Zeit aufsparen, jetzt würden Aufwand und Nutzen auseinander fallen; oder: Warten wir die Order von Leuten mit mehr Einblick ab, waren für Markov indiskutabel. Er und seine Gefährten mussten sich also allein entscheiden, und sie bildeten im Mai 1954 eine zunächst fünfköpfige Widerstandsgruppe an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität.

Dass sie sich so entschieden, war in erster Linie Markovs Verdienst. Er brachte eine weite Sicht in die Diskussionen der Gruppe ein, begünstigt durch seine Herkunft aus einem kosmopolitischen Elternhaus und – vielleicht mehr noch – aus einer europäischen Region, in der nicht ein Nationalismus vorherrschte, sondern verschiedene Nationalis-

<sup>1</sup> Diesen bildhaften Ausdruck gebrauchte Walter Markov in einem Gespräch, das ich mit ihm Anfang 1989 führte. Wir hatten das Problem erörtert, warum in Deutschland im Vergleich zur Sowjetunion, Frankreich und in anderen besetzten Ländern so wenige den Faschismus an der Macht bekämpft hatten. Er wollte damit ausdrücken, dass der Kampf gegen den Faschismus nirgendwo schwieriger war als in Deutschland. <sup>2</sup> In der Wiedergabe der Überlegungen beziehe ich mich auf die Erinnerungen Markovs in dessen »Zwiesprache mit dem Jahrhundert«, dokumentiert von Thomas Grimm. Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Berlin 1989. S. 44f.

men miteinander konkurrierten – und keine dieser Spielarten war ihm sympathisch. Er habe sich dem Kommunismus zugewandt, so sagte er 1992 in einem Interview gegenüber Volker Külow, »weil mir die Torheit eines in der Wolle gefärbten Hurratriotismus auf den Nägeln brannte. Ich bin durch so viele Schulen und Kulturkreise gewandert, dass ich überall den gleichen Schwachsinn von den verschiedensten Seiten anhören musste und die Angebote zu vergleichen lernte. Eine Weltanschauung, die sich auf solche museal verstaubte Stücke stützte, wurde mir zutiefst suspekt.«<sup>3</sup> Nach eigenem Bekunden hatten diese Erfahrungen und insbesondere die »Balkanluft« bei Markov zu einer »geistige(n) Prädisposition« für kommunistische Ideen geführt<sup>4</sup>, so dass er in seinem ersten Studienort (Leipzig) bei den Wahlen zur studentischen Vertretung die Liste der Kommunisten wählte<sup>5</sup>. Die Beschäftigung mit Schriften von Karl Marx und – wahrscheinlich – auch von Lenin<sup>6</sup>, unterstützt durch die Begegnung mit seinem zeitweiligen akademischen Lehrer in Berlin Artur Rosenberg, förderten Markovs Entwicklung hin zu einem unorthodoxem Kommunismus. Das beeindruckte die nur wenig jüngeren Gefährten, die sich ebenfalls der kommunistischen Bewegung angeschlossen oder genähert hatten. Markov und seine Gruppe hatten durch ihre internationalistische Position gegenüber regimekritischen, doch nationalistisch eingestellten Wissenschaftlern und Studenten – und »patriotisch« dachten viele von diesen – einen großen Vorsprung beim inneren Kampf um die Entscheidung: Widerstand oder Stillhalten? Sie waren immun gegenüber Skrupeln wie, man würde mit dem Kampf gegen die eigene Staatsmacht dem Vaterland einen neuen »Dolchstoß« versetzen.

Walter Markov traf seine Entscheidung letztlich aus historischer Verantwortung. Auf die Frage von Thomas Grimm, ob ihm die Entscheidung für die Illegalität schwergefallen sei, antwortete er, seine

Überlegungen in der Entscheidungssituation reichlich 50 Jahre zuvor erinnernd, dass es im Kern um die Frage gegangen sei: »Durfte ich denn gehen als Historiker, der verpflichtet war zu verstehen ...?«<sup>7</sup> Der Entscheidung gegen ein Ausweichen ins Ausland und für die Illegalität in Deutschland lagen, wie angedeutet, bereits nicht geringe Lebenserfahrungen zu Grunde. Zu diesen gehörte auch das sich Vertrautmachen mit verschiedenen wissenschaftlichen Schulen während des Studiums, beginnend in Leipzig, dann in Köln, wieder in Leipzig, in Berlin, Hamburg und Bonn. Ihn eignete aber, und darin unterschied er sich von vielen anderen Studenten und Wissenschaftlern, ein Verständnis für Geschichte, das Handeln als Resultat der Erkenntnis verlangte. Es dürfte gerade das Letztgenannte gewesen sein, das die kleine Gruppe von Studenten um ihn herum vom Sinn des illegalen Widerstands überzeugte.

Wichtige Darstellungen zur Widerstandstätigkeit seiner Gruppe lieferte Markov selbst, vor allem in seinen beiden Erinnerungsbänden<sup>8</sup>, in die frühere Niederschriften und Interviews eingegangen sind. Erinnerungen, das wissen alle Historiker, verraten oft mehr von der Persönlichkeit dessen, der sich erinnert, als vom realen Geschehen, über das berichtet wird. Was das Erstgenannte, das Bild der Persönlichkeit betrifft, so liefern tatsächlich Markovs Rückblicke auf den Widerstand und seine eigene Rolle in diesem bemerkenswerte Aufschlüsse. Skepsis, es handle sich bei seinem Erinnern an den Widerstand um eine von Betroffenheit bestimmte sehr subjektive Sicht, ist unangebracht. Markov berichtet mit einer ungewöhnlichen Genauigkeit, was damals abgelaufen ist und wird durch nicht miteinander abgesprochene Berichte anderer involvierter Zeitgenossen bestätigt.<sup>9</sup> Auch die Darstellungen der Gegenseite, vor allem in den Prozessakten, widersprechen dem nicht. Wo er nicht sicher ist, macht er den Leser darauf aufmerksam. In der Literatur zur

<sup>3</sup> »Neues Deutschland« vom 6. August 1992. <sup>4</sup> Walter Markov: *Zwiesprache mit dem Jahrhundert*. S. 28. <sup>5</sup> Vgl. ebenda. S. 29. <sup>6</sup> Zumindest wurde er durch Rosenberg mit Schriften Lenins vertraut gemacht, wie aus seinen Erinnerungen hervorgeht. Vgl. ebenda. S. 37. <sup>7</sup> Ebenda. S. 45. <sup>8</sup> Ebenda. S. 44-76; Walter Markov: *Wie viele Leben lebt der Mensch. Eine Autobiographie aus dem Nachlass*. Leipzig 2009. S. 161-188. <sup>9</sup> Vgl. *150 Jahre Klassenuniversität. Reaktionäre Herrschaft und demokratischer Widerstand am Beispiel der Universität Bonn*. Hrsg. von der Studentengewerkschaft. Bonn 1968. Dieses Heft enthält Interviews mit Walter Markov, Hannes Schmidt (einem seiner nächsten Mitstreiter) und Heinz Gatermann, der als KPD-Mitglied in Köln von der Tätigkeit der Markov-Gruppe unterrichtet war.

Geschichte des antifaschistischen Widerstandes ist mir eine vergleichbare Genauigkeit im Bericht eines Betroffenen nicht untergekommen. Bemerkenswert sind auch die Zurückhaltung in der Bewertung der eigenen Rolle und die Lebendigkeit der Darstellung, welche die Lektüre zu einem Leseerlebnis machen. Hervorzuheben sind weiter die nichtveröffentlichte Untersuchung von Klaus Rosendahl<sup>10</sup> und längere Passagen aus dem aus einer Magisterarbeit hervorgegangenen Buch von Sven Heitkamp über den Historiker Walter Markov<sup>11</sup>.

Die Mitglieder der kleinen Gruppe kamen zur Fortsetzung ihrer Studien aus verschiedenen Richtungen erst nach dem 30. Januar 1933 nach Bonn. Das erwies sich eher als Vor- denn als Nachteil; sie waren dadurch für die Polizei und insbesondere für die sich noch formierende Gestapo zunächst unbeschriebene Blätter. Sie begegneten sich in Lehrveranstaltungen zur Geschichte, wobei günstig war, dass der eben promovierte Markov Günter Meschke schon von Leipzig her kannte. Eingeschriebener Kommunist war zu nächst nur Hannes Schmidt, die anderen, darunter Anthony Toynbee, der Sohn des bekannten britischen Historikers, folgten ihrem Vorbild und Kameraden Walter Markov, auch beeindruckt von dessen Tatkraft. Sie gründeten im Mai 1934 die »Gruppe Universität der KPD«. Die aber »hing in der Luft«<sup>12</sup>. Zunächst jedenfalls, denn sie hatte weder Verbindungen zu Mitgliedern der ehemaligen Kommunistischen Studentenfraktion (Ko-StuFra) geschweige denn zu übergeordneten illegalen Leitungen der KPD, welche allerdings nach schweren Schlägen durch die Gestapo sich erst wieder neu formieren mussten. Deshalb stellten sich die Fünf als erstes das Ziel, Mitstreiter zu gewinnen. Über Beziehungen zu Freunden und Bekannten mit gleicher Gesinnung weitete sich der Kreis, und es konnte im September der Kontakt zur Unterbezirksleitung und damit auch zur Bezirksleitung der KPD Mittelrhein (Köln) hergestellt werden.

Die Gruppe der Fünf blieb aber autonom, und innerhalb des Kreises von vielleicht 12 bis 15 Antifaschisten, die in irgend einer Weise Beziehungen zur Markov-Gruppe hatten, bestand mindestens noch eine andere ebenfalls relativ eigenständig arbeitende KPD-Gruppe.<sup>15</sup>

Solche recht weit verzweigten Verbindungen widersprachen eigentlich den Regeln strenger Konspiration. Das traf aber wahrscheinlich für einen großen Teil der illegalen, nicht nur der kommunistischen Widerstandsgruppen zu. In der Forschungsliteratur werden oft die von den Leitungen herausgegebenen Verpflichtungen zu strengster Konspiration als Realität angenommen, auch weil in den Berichten der ehemaligen Widerständler zumeist das Einhalten dieser Regeln betont und nur von einzelnen Disziplinverstößen geschrieben oder gesprochen wird. Die Erinnerung erweist sich aber oft als trügerisch. Walter Markov gestand immer ein, was andere später oft verdrängten, nämlich dass er und seine Freunde keine Erfahrungen in der konspirativen Arbeit besessen hatten und dass zumindest bis zur Ebene der Unterbezirksleitung der KPD eine bemerkenswerte Ahnungslosigkeit in Sachen Konspiration und überhaupt illegaler Arbeit bestimmend gewesen war.<sup>14</sup>

Die gewisse Lockerheit im Herangehen an die illegale Arbeit, die aus der Sicht der Gegner hochverräterisch und durch die Kontakte ins Ausland auch landesverräterisch war, ergab sich auch aus einer spezifischen Atmosphäre im Rheinland. Die Machthaber mussten zu diesem Zeitpunkt den Einfluss der katholischen Kirche mehr respektieren als später. Auch an der Bonner Universität, an der 1931/32 der Einfluss des NS-Studentenbundes leicht zurückgegangen war.<sup>15</sup> Nach übereinstimmenden Berichten der Gruppenmitglieder erschien diesen das politische Klima an der Universität als noch nicht von den Nazis dominiert. Es war deshalb auch möglich, in Gesprächen mit Wissenschaftlern, auch mit so pro-

**10** Klaus Rosendahl: *Die »Markov-Gruppe« 1933-1935. Möglichkeiten studentischer Opposition gegen den Nationalsozialismus. Staatsexamensarbeit. Bonn 1986.* **11** Sven Heitkamp: *Walter Markov. Ein DDR-Historiker zwischen Parteidoktrin und Profession. Leipzig 2003. S. 102-110.* **12** Walter Markov: *Wie viele Leben lebt der Mensch. S. 163.* **13** Vgl. Pierre Bothien (Hrsg.): *Nikolaus Wasser. Bonner Kommunist und Widerstandskämpfer. Erinnerungen (1906-1945). S. 53, 54, Anm. 59, 60. Bonn 1999. Wasser leitete in Bonn eine Fünfergruppe und hat nach eigenen Angaben Markov wenigstens einmal aufgesucht.* **14** Vgl. Walter Markov: *Zwiesprache mit dem Jahrhundert. S. 62.* **15** Vgl. Klaus Rosendahl: *Die »Markov-Gruppe« 1933-1935. S. 49.*

minenten wie den Theologen Karl Barth und Fritz Lieb sowie mit dem »Doktorvater« von Walter Markov, Fritz Kern, recht offen kritisch über die Machthaber zu sprechen. Die Wissenschaftler wussten oder ahnten zumindest etwas von der illegalen Arbeit, billigten diese bis zu einem bestimmten Grade, ohne aber sich selbst dafür oder für eine direkte Hilfe zu entscheiden.

Um aufklärerisch zu wirken, benötigte die Gruppe Material, einmal um die Orientierungen der KPD-Auslandsleitung und der Komintern zu erhalten, aber auch um die Sicht vom Ausland auf die internationale Lage und auf die Zustände in Deutschland zu erfahren. Dazu unternahmen die Mitglieder der Gruppe Reisen in das noch nicht wieder zu Deutschland gehörende Saargebiet, in die benachbarten Länder und nach Großbritannien. Dabei und in Zettelaktionen für ausländische Touristen in Deutschland versuchten sie auf die von Deutschland ausgehende Kriegsgefahr und auf den verbrecherischen Charakter des Nazi-Regimes aufmerksam zu machen. Erfolg hatten sie damit nicht. Sie machten die Erfahrung wie viele Antifaschisten, dass im Ausland die Verhältnisse in Deutschland mit einem Gemisch aus Desinteresse und Unverständnis, wenn nicht sogar mit einer gewissen Bewunderung wegen der »Ordnung«, die nun herrsche, betrachtet wurden.

Im September 1934 gelang es, den Kontakt zur Unterbezirksleitung (und damit auch zur Bezirksleitung) der KPD herzustellen. Markov selbst wurde Mitglied der Unterbezirksleitung. Die von der Gruppe herausgegebene, in Wirklichkeit von Markov fast ganz allein produzierte Zeitung »Sozialistische Republik« zirkulierte als Organ des Bezirkes Mittelrhein der KPD. Insgesamt erschienen vier, eventuell auch fünf Nummern dieser Zeitung. Bedingt durch technische Engpässe bei der Herstellung betrug die »Auflage« maximal 200 Exemplare, die vorwiegend Kommunisten oder kommunistisch Eingestellte erreichte. Wohl auch deshalb war in der Auseinan-

dersetzung mit den Verhältnissen in Deutschland die Diktion der Beiträge in der Art der kommunistischen Flugblätter und anderen illegalen Zeitungen gehalten. Es gab aber auch bemerkenswerte Besonderheiten in der Sicht auf mögliche Bundesgenossen im antifaschistischen Kampf und in diesem Zusammenhang auf die strategische Orientierung im Widerstand. Im Dezember-Bericht 1934, also deutlich vor der strategischen Umorientierung von Komintern- und KPD-Führung, wandte sich die Gruppe in der Zeitung (und damit im Namen der Bezirksleitung!) mit der Forderung an die Antifaschisten und vor allem an die Kommunisten mit der Forderung: »Zieht die Kirche mit hinein in die Einheitsfrontaktionen gegen die Ausbeuter und Henker! Stellt allen Hader zurück. Der hat Zeit. Wir haben keine Zeit! Es ist Krieg gegen Hitler!«<sup>16</sup> Um die Einheitsfront herzustellen müssten, so Markov in Auswertung des alle überraschenden klaren Nazi-Erfolges bei der Saar-Abstimmung, alte Fehler wie die »abgenutzte Formel vom Verrat der verbanzten Führer der SPD«<sup>17</sup> überwunden werden.

Auch wenn Walter Markov die Schwächen des NS-Regimes 1934 wegen des fehl geschlagenen Nazi-Putsches in Österreich, der Röhms-Affäre und dem Tode von Reichspräsident Hindenburg zeitweilig überschätzte, machte er sich keine Illusionen über die Schwere des Kampfes gegen den deutschen Faschismus. Deshalb wünschte er die Herstellung eines Kampfbündnisses, das weit über die Einheitsfront der Arbeiter hinausgehen sollte, wie aus der Forderung eines Brückenschlages zu den Kirchen ersichtlich wird. Wahrscheinlich schon Ende 1932, gewiss aber ab Januar 1933 stellte er die Überlegung an, dass im Kampf gegen den Faschismus in Deutschland derjenige die Führung übernehmen müsse, der in der breiten Front auf dem rechten Flügel stehe. Diesen Frontmann sah er im Chef der Heeresleitung, den General Kurt von Hammerstein-Equord.<sup>18</sup> Markov konnte damals nicht wissen, dass dieser Hindenburg im Januar 1933 drängte, Hitler die

**16** Zitiert nach ebenda. S. 69. **17** Zitiert nach ebenda. S. 70. **18** Vgl. Walter Markov: *Zwiesprache mit dem Jahrhundert*. S. 53, 54, 71, 74. In einem Gespräch, das ich im Januar 1989 mit Walter Markov führte, kam dieser noch einmal auf seine Überlegungen 50 Jahre zuvor zurück. Beim Orakeln, wer als Person die Führung in einem so breiten, heterogenen Bündnis hätte übernehmen können, brachte ich Kurt von Schleicher ins Gespräch. Der war nicht nur Kanzler und Reichswehrminister, sondern auch ein Freund

Kanzlerschaft zu verweigern, aber brüsk zurückgewiesen wurde. Politisch gut Informierte wussten allerdings von mehr als nur liberalem Denken in der Familie dieses unkonventionellen Generals. Markov war realistisch genug zu erkennen, dass nach Hindenburgs Tod und der endgültigen, freiwilligen Unterwerfung der Reichswehr unter die Führerschaft Hitlers ein solch breites Bündnis wie zeitweilig für notwendig gehalten, ab August 1934 zur Illusion geworden war.

Bei den Überlegungen, wie eine breite Front für den Sturz des Faschismus geschaffen werden könnte, blieb die Perspektive der sozialistischen Revolution nach der Zerschlagung der NS-Herrschaft immer präsent. Der Nachsatz im Aufruf für ein Bündnis mit der Kirche, den Streit unter den Gegnern des Hitler-Faschismus zu verbannen, lautet nicht umsonst: »Der hat Zeit!« Was bedeutet, Markov war sich schon damals bewusst, eine breite Volksfront, käme diese zustande, würde irgendwann einmal aufbrechen und man müsse sich darauf früh einzustellen haben.

Die Gruppe Markov wurde – wie andere Gruppen auch – eher zufällig und unter Mithilfe aus dem eigenen Lager im Februar 1935 aufgedeckt. Sie und rund ein Dutzend Kontaktpersonen wurden verhaftet und vor Gericht gestellt. Die weitgehend unerfahrenen Illegalen hatten sich immerhin auf eine mögliche Aufdeckung eingestellt und Markovs Rat akzeptiert, bei den Vernehmungen sich dumm zu stellen, so als ob sie nicht gewusst hätten, mit den Diskussionen untereinander und mit ein paar Zettelaktionen hochverräterisch gehandelt zu haben. Sie wären in allen Dingen dem intellektuell ihnen überlegenen, im akademischen Betrieb schon weit vorangekommenen, etwas abenteuerlichen Markov gefolgt. Die Rechnung ging in diesem Falle auf. Die Gerichte, sowohl das Oberlandesgericht Hamm, vor dem die meisten und als leichter eingestuft »Fälle« verhandelt wurden, als auch der Volksgerichtshof, vor dem sich Markov selbst und zwei Mitangeklagte

zu verantworten hatten, nahmen die meisten Aussagen zumeist für bare Münze; ebenso des »Hauptanstifters« Zeugnis vor dem Oberlandesgericht. Die Gerichte sprachen vergleichsweise milde Strafen aus, nicht wenige erhielten Freisprüche. Aber Walter Markov wurde als gefährlicher Revoluzzer zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt.

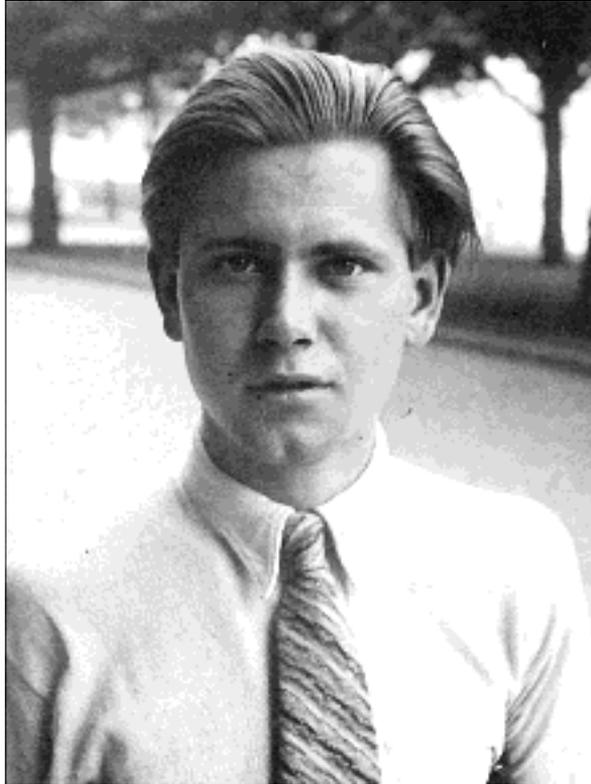
In den Vorgängen um die Aufdeckung der Widerstandstätigkeit und im Auftreten vor den Gerichten als Zeuge und als Angeklagter wird das Profil der Persönlichkeit Markovs besonders deutlich. Der immer noch junge Historiker hatte die Gruppe nicht autoritär geführt, sondern sie mit Klugheit und auch mit Charme an sich gebunden. Er sah sich verpflichtet, für die Mitglieder der Gruppe und deren Helfer im übertragenen und im Wortsinne zu haften. Dass dieses Verhalten für ihn übel ausgehen könnte, ist ihm sicher bewusst gewesen. Ein Verhältnis wie das zwischen Walter Markov und seinen Gefährten findet in der Geschichte des antifaschistischen Widerstandsbewegung nur wenig Parallelen. Ich kenne auch keine Schilderung eines verurteilten Widerstandskämpfers, der seine Haftzeit viel weniger aus der Perspektive des Leidenden erinnert, sondern viel mehr dem, was um ihn herum und was draußen passiert, seine Beachtung schenkt. Auch deshalb ist es höchste Zeit, dem Widerständler und Chronisten des Antifaschismus mehr Aufmerksamkeit zu widmen.

Bonn, wo er durch den entscheidenden Anteil an der Selbstbefreiung des Zuchthauses Siegburg seinen Beitrag an der großen Befreiung geleistet hatte, und wo er sich sofort den Herausforderungen der demokratischen Erneuerung stellte, dieses Bonn stieß ihn ab. Das heißt, die dort Verantwortlichen glaubten auf ihn als Wissenschaftler und als Antifaschisten verzichten zu können. Er ging in die SBZ, um hier an der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung mitzutun. Jetzt vor allem als Forscher und Hochschullehrer an der Universität Leipzig, doch auch in der kulturpolitischen Arbeit. Es ge-

*Hammersteins gewesen. Außerdem galt er als ein »sozialer General«, der das Bündnis mit den Gewerkschaften suchte. Wir waren uns aber doch einig, dass ein solcher »Windhund«, dessen Antichambrieren hinter allen möglichen Kulissen Legende war, selbst rechten Gewerkschaftsführern als fragwürdiger Partner gelten würde. Insofern war Markovs Favorit Hammerstein – den er in diesem Gespräch nicht erwähnte – viel berechenbarer.*

hört aber auch zum Bild der DDR, dass die SED-Führung Anfang der fünfziger Jahre unter dem Vorwand marxistisch-leninistischer Wachsamkeit diesen schöpferischen Marxisten und Bewunderer Lenins beargwöhnte und unter fadenscheinigen Vorwänden aus der SED ausschloss. Walter Markov litt daran mehr, als aus seinen schriftlichen Erinnerungen hervorgeht. Aber er wusste die Turbulenzen um ihn herum (dabei nicht nur die unsinnigen Verdächtigungen, sondern auch das widersprüchliche Verhalten von Kollegen betreffend) einzuordnen und blieb in der DDR. Die Entwicklung gab ihm Recht, er konnte als weithin geachteter Historiker sein Werk fortsetzen und an der Karl-Marx-Universität Leipzig wie für die Geschichtswissenschaft der

DDR Akzente setzen wie kein anderer. Aber es darf nicht vergessen werden, dass die politisch Mächtigen sich nie zu seiner vollen Rehabilitierung durchringen konnten. Die DDR und die anderen »real sozialistischen« Staaten scheiterten auch und nicht zuletzt am Unvermögen ihrer Führungen, von ihnen gemachte Fehler öffentlich einzugestehen, was eine grundlegende Korrektur der Fehler verhinderte. Walter Markov hat, wurde er auf solche Fehler angesprochen, auf deren Zeitbedingtheit verwiesen. Er dachte in großen Zusammenhängen und in langen Zeiträumen. Und er vertraute der List der Geschichte, die es ermögliche, auf Umwegen zum Ziel zu kommen, auch wenn dieses Ziel vorerst in weite Ferne rückte.



*Bild 3* – Der Widerstandskämpfer: Walter Markov kurz vor seiner Verhaftung durch die Nazis. Bonn, Sommer 1934.



ERNSTGERT KALBE

## Ost- und südosteuropäische Geschichte im Fokus und an der Peripherie von Walter Markovs Schaffen

Als Student, Schüler und Mitarbeiter Walter Markovs seit den 50er Jahren, der bei diesem Hochschullehrer 1955 diplomierte, 1960 promovierte und sich 1971 habilitierte, wurde ich 1972 auf den Lehrstuhl für Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung am Franz-Mehring-Institut und 1974 als Lehrstuhl- und Bereichsleiter für Geschichte der sozialistischen Länder Osteuropas an der Sektion Geschichte der Leipziger Karl-Marx-Universität berufen. Bis heute empfinde ich Freude und Dankbarkeit für viele Lehrjahre, die mich durch Denkanstöße meines Lehrers zu wissenschaftlichen Einsichten sowie durch viele praktische Lehr- und Forschungsaufgaben zugleich förderten und forderten.

Inzwischen liegt eine beträchtliche historiographische Literatur zum Schaffen Walter Markovs vor, nicht zuletzt von der Leipziger Rosa-Luxemburg-Stiftung besorgt, die ihrerseits neue Wertungen und Bewertung von Markovs Wirken erfordert, weil jede Zeit ihre Fragen an die Geschichte stellt und Antworten verlangt, die stets von Standort und Interessen des Betrachters bestimmt sind.

Mir geht es sehr darum, Tendenzen entgegenzutreten, die thematische Vielfalt der revolutions- und diplomatiegeschichtlichen Forschungen Markovs inhaltlich zu reduzieren, sie etwa auf freilich so wichtige Gebiete wie die »Französische Revolution« oder auf die »antikoloniale Befreiungsbewegung« einzugrenzen, obwohl der Universalhistoriker Markov

zu »Serbien zwischen Österreich und Russland« promoviert und zu »Grundzüge der Balkandiplomatie« habilitiert hat.<sup>1</sup> Zudem mutet es mich befremdlich an, wenn sich der Autor der »Einführung« in Markovs gedruckte Habilitationsarbeit, Günter Schödl, veranlasst sieht, den Charakter dieser Schrift als Habilitation in Zweifel zu ziehen, weil man in nur wenigen Monaten »den Qualifikationsnachweis des angehenden Hochschullehrers nicht zuwege bringen« könne.<sup>2</sup> Eine wahrlich merkwürdige Laudatio auf die nun endlich veröffentlichte Arbeit, deren um ein halbes Jahrhundert verzögertes Erscheinen freilich nicht den Herausgebern, sondern der wissenschaftsfremden ideologischen Indoktrination von DDR-Politik gegenüber einem selbstbewussten Jugoslawien anzulasten ist, dem Markov durch seine frühere Herkunft und spätere Profession verbunden war.

M.E. ist zu betonen, dass Markovs methodologischer Zugang zur Revolutionsgeschichte generell auf dem methodischen Zusammenhang von Aufklärung, Revolution und nationaler Frage beruhte. Diese historische Triade prägte speziell auch sein Herangehen an die Geschichte Ost- und Südosteuropas, obgleich dieser Gegenstand seit Anfang/Mitte der 50er Jahre nurmehr ein Desiderat in Markovs Schaffen bildete.

Über alle Höhen und Tiefen seines Wirkens hinweg verfolgte Walter Markov die gesellschaftliche

<sup>1</sup> Vgl. *Walter M. Markov: Serbien zwischen Österreich und Rußland 1897 – 1908. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde genehmigt von der philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Stuttgart 1934.* 88 S. (Gutachter Fritz Kern); desgl. *Walter Markov: Grundzüge der Balkandiplomatie. Ein Beitrag zur Geschichte der Abhängigkeitsverhältnisse. Einführung v. Günter Schödl.* Hrsg. von Fritz Klein und Irene Markov. Leipziger Universitätsverlag 1999. 279 S. Dokumentenanhang (Phil. Diss. habil., Leipzig 1947, Gutachter Hans Freyer, Maximilian Lambertz). *Walter Markov hatte schon 1958 einen Aufsatz aus dem thematischen Umfeld seiner Habilitationsschrift veröffentlicht: Akteure der Balkandiplomatie 1878-1912.* In: *Jahrbuch für Geschichte der deutsch-slawischen Beziehungen und Geschichte Ost- und Mitteleuropas. Bd. II. Halle 1958.* S. 226-262. <sup>2</sup> Siehe Günter Schödl: *Gegen »eine Welt in Unordnung«. Walter Markovs Weg zur politischen Historie. Einführung zu Walter Markov: Grundzüge der Balkandiplomatie. S. X.*

Entwicklung der osteuropäischen Region, selbst wenn das in öffentlichen wissenschaftspolitischen Bezügen nur noch selten betont wurde.

Ich möchte daran erinnern, dass Walter Markov, der nach seiner Leipziger Berufung zum Direktor des »Instituts für Allgemeine Geschichte, Abteilung Neuzeit«, zudem 1951 noch mit der Leitung des »Instituts für Geschichte der Völker der UdSSR« betraut wurde, dessen Umbildung in ein »Institut für Geschichte der europäischen Länder der Volksdemokratie« er von Anfang an aktiv betrieb, eine Vorstellung, die vom Staatssekretariat für Hochschulwesen zunächst wegen mangelnder Voraussetzungen zurückgestellt wurde.

Im Juli 1955 beantragte Markov erneut die Umbildung des UdSSR-Instituts in ein Volksdemokratie-Institut, nachdem in mehr als dreijähriger Arbeit – wie er schreibt – »von uns die personellen und materiellen Grundlagen für die Errichtung einer entsprechenden Forschungs- und Lehrstelle geschaffen« wurden.<sup>5</sup> Angesichts enger und freundschaftlicher Beziehungen zwischen der DDR und den europäischen Volksdemokratien – so argumentierte Markov – sei eine wesentliche Intensivierung von Forschung und Lehre über die Geschichte dieser Völker dringlich. Dieses Institut wurde im September 1955 durch Verfügung des Staatssekretariats für das Hoch- und Fachschulwesen vom 29. August 1955 geschaffen, wie der damalige Dekan der Philosophischen Fakultät mitteilte.<sup>4</sup>

Die Initiative Markovs zur Gründung eines »Instituts für Geschichte der europäischen Länder der Volksdemokratie« stand im Einklang mit dem Beschluss des ZK der SED über die »Verbesserung der Forschung und Lehre in der Geschichtswissenschaft der DDR« von 1955, der die enge historische

Wechselwirkung in den Beziehungen zwischen dem deutschen und anderen Völkern betonte, zur Kritik der Verfälschungen der Geschichte der Sowjetunion und der volksdemokratischen Länder durch die sog. Ostforschung aufforderte und dem entgegen verlangte, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem deutschen Volk und den Völkern der UdSSR darzustellen. »Große Bedeutung besitzt auch die Erforschung der Tradition der Freundschaft zwischen dem deutschen Volk und den Völkern der volksdemokratischen Länder«,<sup>5</sup> weshalb der Rückstand in der Ausbildung entsprechender wissenschaftlicher Kader zu überwinden sei.

Markov umriss unter acht Aspekten die wissenschaftspolitischen Aufgaben des Instituts, das gemeinsam mit der Historischen Sektion der Berliner Akademie der Wissenschaften und in Verbindung mit den schon gebildeten zweiseitigen deutsch-polnischen und deutsch-tschechoslowakischen Historikerkommissionen die langfristige Forschungsplanung für diese Disziplin gestalten sollte.

Markov benennt in dem Dokument als vorrangiges Anliegen des Instituts *erstens* Forschungen über die Geschichte der europäischen Volksdemokratien, insbesondere die Untersuchung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem deutschen Volk und den Völkern dieser Länder, *zweitens* eine enge Zusammenarbeit mit den Historischen Instituten der Akademien und Universitäten der volksdemokratischen Länder, *drittens* die Ausbildung entsprechender Kader und die Einrichtung von Aspiranten- und Mitarbeiterseminaren, um dem Mangel an Spezialisten für ost- und südosteuropäische Geschichte abzuhelpfen, *viertens* die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse über Geschichte und Kultur europäischer Länder der Volksdemokratie

<sup>5</sup> Antrag Walter Markovs an das Staatssekretariat für Hochschulwesen der DDR vom 21. Juli 1955, betr. Umbildung des Instituts für Geschichte der Völker der UdSSR an der Karl-Marx-Universität Leipzig in ein Institut für Geschichte der europäischen Länder der Volksdemokratie. Universitätsarchiv Leipzig (UAL). Phil. Fak. Bd.1/14 83. Blatt 12ff. Abdruck in: Osteuropakunde an der Leipziger Universität und in der DDR. Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher. Hrsg. im Auftrage der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V. von Ernstgert Kalbe, Wolfgang Geier und Volker Hölzer. Bd. 8/2 (2006). S. 451-456.

<sup>4</sup> Schreiben des Dekans der Philosophischen Fakultät, Prof. Martin, vom 13. September 1955 an das Institut für Geschichte der Völker der UdSSR. In: Osteuropa in Tradition und Wandel. Bd. 8/2 (2006). S. 457. <sup>5</sup> Die Verbesserung der Forschung und Lehre in der Geschichtswissenschaft der DDR. Beschluß des Zentralkomitees der SED. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft III (1955) 4. S. 597-527, hier S. 510, 512, 518.

durch populärwissenschaftliche Arbeit als einen der wichtigsten gesellschaftlichen Aufträge; *fünftens* Analyse und Auseinandersetzung mit der Tätigkeit der westdeutschen Osteuropaforschung und Veröffentlichung entsprechender Informationsmaterialien; *sechstens* Herausgabe eines Publikationsorgans in Zusammenarbeit mit den Instituten für Geschichte der UdSSR in Berlin und Halle sowie mit benachbarten Wissenschaften, evtl. in Gestalt von Jahrbüchern, um die Öffentlichkeit mit eigenen Forschungsergebnissen, mit Arbeiten von Historikern volksdemokratischer Länder wie von westdeutschen Wissenschaftlern bekanntzumachen; zugleich wäre die Mitarbeit an den Zeitschriften für Geschichtswissenschaft und Slawistik geboten; *siebtens* Beratung der Verlage zu übersetzungsfähigen Arbeiten aus den Volksdemokratien, Zusammenarbeit mit entsprechenden Institutionen und Einrichtung eines Übersetzungsdienstes; *achtens* Vorlesungen zur Geschichte der UdSSR gemäß den Lehrplänen für Historiker, Slawisten und Studenten der Gesellschaftswissenschaften sowie Betreuung einschlägiger Forschungsarbeiten in Zusammenarbeit mit dem Institut für Geschichte der UdSSR an der Martin-Luther-Universität in Halle.

Markov unterbreitete zugleich einen Vorschlag für die Organisationsstruktur und den Stellenplan des Instituts, das aus dem Direktorat samt Sekretariat und Bibliothek, einer dem Direktorat zugeordneten *Lehrabteilung* für Geschichte der UdSSR und drei von Hochschullehrern zu leitenden *Fachabteilungen* für Geschichte Polens, der Tschechoslowakei und Südosteuropas mit insgesamt etwa 20-25 Mitarbeitern bestehen sollte.<sup>6</sup>

Wahrlich ein hoher Anspruch, dem das Institut aus unterschiedlichen Gründen, vor allem aus politischen, aber auch institutionellen und Konkurrenzgründen, schwerlich gerecht werden konnte. Das trifft umso mehr zu, als Walter Markov nach seinem Parteiausschluss von 1951 wegen vermeintlichem »Titoismus« und »Revisionismus« im Selbstzeugnis

sein »ursprüngliches Interesse an Osteuropa unter den gegebenen Umständen etwas einschränken« mußte<sup>7</sup>, wobei sich – wahrheitshalber sei angemerkt – der damalige Staatssekretär Gerhard Harig energisch für den Verbleib des Historikers und Antifaschisten Markov einsetzte.

Die Einschränkung von Walter Markovs Osteuropa-Interessen gilt freilich nur bedingt, hinsichtlich der Wahl seines engeren Forschungsgegenstandes, wie sein Engagement für die Gründung des »Volksdemokratie-Instituts« im Jahre 1955, aber auch seine Betreuung von Aspiranten und Promovenden für das Gebiet der osteuropäischen Geschichte hinlänglich bezeugt.

An dieser Stelle sei bemerkt, dass Walter Markov früher und später Promotions- bzw. Habilitationsgutachter bei mehreren Institutsmitarbeitern war, so bei Felix-Heinrich Gentzen und Alfred Anderle, Johannes Kalisch und Gerd Voigt, Ernstgert Kalbe und Claus Remer, Margot Hegemann und Eva Steinmüller, Wolfgang Küttler, Armin Börner und Karl Schmiedel, Gerhard Fuchs und Eva Seeber, Lutz-Dieter Behrendt, Maria Anders und Joachim Kuhles – eine ganze Plejade von Ost- und Südosteuropa-Historikern der DDR.

Das besagte Institut, das von 1955 bis 1958 direkt von Walter Markov und von Maximilian Lambertz kommissarisch geleitet wurde, unterstand danach 1958 bis 1964 dem Direktorat von Basil Spuru und wurde 1964 bis 1968 der Leitung von Erich Donnert unterstellt. Nicht ursächlich wegen vermeintlich mangelnder wissenschaftlicher Leistung, eher vordergründig infolge politisch konträrer Konstellationen und divergierender Auffassungen während der tschechoslowakischen Krise 1968/69 sowie als Konsequenz aus ideologisch gegensätzlichen »nationalen Geschichtskonzeptionen« wurde das Institut schließlich per zentraler Weisung mit der III. Hochschulreform 1969 unter dem Vorwurf des Revisionismus aus dem Wege geräumt, ein Lehrstück für das reale Verhältnis von Politik und Wissenschaft,

<sup>6</sup> *Text des Antrags in Osteuropa in Tradition und Wandel. Bd. 8/2. S. 451ff. Die Fachabteilungen leiteten Felix-Heinrich Gentzen (Polen), Eberhard Wolfgramm, danach Gerhard Fuchs (Tschechoslowakei) und Ernstgert Kalbe (Südosteuropa).* <sup>7</sup> *Walter Markov: Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin 1989, S. 155.*

das freilich weder für erstere hilfreich geschweige denn für letztere erkenntnisdienlich war.

Als nutzbringendes Fachorgan blieb indessen – über den Untergang des Instituts für Geschichte der europäischen Volksdemokratien hinaus – das »Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas« bzw. »Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas« erhalten, dessen Redaktion 1968 zwar von Leipzig zum Akademie-Institut für Geschichte nach Berlin wechselte, dessen Herausgeberkollegium jedoch republikoffen blieb. Bis zum Ende der DDR erschienen insgesamt 34 Bände.<sup>8</sup>

In Parenthese und mit aller Unbescheidenheit: das seit 1994 bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen erscheinende Periodikum »Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher« mit zunächst 5 thematischen Heften und nachfolgend bisher 10 Bänden, das sich der Geschichte, Gegenwart und gesellschaftlichen Transformationsprozessen in Ost- und Südosteuropa widmet, versteht sich in der Nachfolge und in wissenschaftlicher Kontinuität zu den vorgenannten »Jahrbüchern«, wenngleich von der heutigen offiziellen BRD-Wissenschaftslandschaft – warum auch immer – kaum beachtet.<sup>9</sup>

Zurück zu Walter Markov: Trotz des aus politischen Gründen mit seinem Parteiausschluss 1951 wegen des Jugoslawien-Konflikts erzwungenen vordergründigen Rückzugs vom ursprünglichen persönlichen Forschungsgebiet und seinem Wechsel zum Gravitationsfeld der Französischen Revolution, später auch der antiimperialistischen und antikolonialen Befreiungsbewegung, blieb die Geschichte Ost- und Südosteuropas als Desiderat jedoch stets im Blickfeld Markovs. Gerade seit den 50er Jahren, seit seinem Parteiausschluss – welch Paradoxon –

wirkte Markov als Institutsdirektor, wissenschaftlicher Inspirator, professioneller Berater und Gutachter von zahlreichen Promovenden zur Geschichte Ost- und Südosteuropas, die im Außendienst wirkten oder seinen wissenschaftlichen Spuren folgten und die Fachdisziplin ihres Lehrers in eine Kooperation mit Wissenschaftlern der betreffenden Länder einbrachten.

Markov war übergreifend Revolutionshistoriker, später, seit den 70er Jahren, Nestor des Leipziger Interdisziplinären Zentrums für vergleichende Revolutionsforschung, dessen Gesamtleitung dann in der Hand von Manfred Kossok lag, und dessen sozialismusgeschichtlicher Arbeitskreis – mit kurzer Unterbrechung – von mir geleitet wurde.<sup>10</sup>

In diesen revolutionsgeschichtlichen Kontext ordnete sich Markovs Sicht auf den historischen Zusammenhang von Aufklärung, Revolution und bürgerlicher Nationwerdung ein, der gerade in Südosteuropa besonders deutlich war.

Heutige Betrachter sollten auch nicht übersehen, dass Markovs Verständnis für das Verhältnis von äußerer Großmachtpolitik, verspäteter innerer Nationsformierung und bürgerlichem Nationalismus bereits in seinen frühen Arbeiten zur Balkangeschichte klar hervortritt.

Walter Markovs Dissertation über »Serbien zwischen Österreich und Russland 1897 und 1908«, die er – vor seiner Verhaftung durch die Nazis – noch 1934 bei Fritz Kern in Bonn absolvierte, bot eine Zusammenschau von einerseits Großmachtambitionen und ihrem inneren Widerpart national-politischer Bewegungen in Kleinstaaten andererseits. »Der Grundzug der serbischen Politik zwischen 1903 und 1908 besteht in der Abwehr der mehr oder weniger zur Tatsache gewordenen österreichisch-un-

**8** *Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas*. Chefredaktion Erich Donnert, ab 1967 Wolfgang Küttler, und Redaktionskollegium. Bd. 3-12. Berlin 1959-1968; bzw. ab 1969 *Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas*, Redaktions- u. Herausgeberkollegium, verantwortl. Redakteure abfolgend Claus Remer, Wolfgang Küttler, Conrad Grau, Gerd Voigt. Bd. 13-33. Berlin 1969-1989; ab 1985 Vors. des wiss. Beirats Ernstgert Kalbe. Bd. 29-33. Berlin 1985-1989.

**9** *Osteuropa in Tradition und Wandel*. Im Auftrage des Rosa-Luxemburg-Vereins/Stiftung hrsg. von Ernstgert Kalbe, Wolfgang Geier (Manfred Neuhaus) und Holger Politt. H. 1-5. Leipzig 1994-1998 resp. *Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher*. Hrsg. im Auftrage der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen von Ernstgert Kalbe, Wolfgang Geier, Holger Politt bzw. Volker Hölzer. Bd. 1(6)1999-10/2008. Leipzig 1999-2008. **10** Vgl. *Leipziger Beiträge zur Revolutionsforschung*. Hrsg. vom Interdisziplinären Zentrum für vergleichende Revolutionsforschung (IZR) an der KMU Leipzig unter Leitung von Manfred Kossok. Lehrheft 1 (1982) – 28 (1989).

garischen Balkanoffensive ... Über das Großserbentum ist in der Literatur viel gefaselt worden; bald sollte es eine Revolverpartei, bald ein panslawistischer Ableger gewesen sein. Prüft man es nüchtern, so stellt es sich als weniger geheimnisvoll heraus. Es war die serbische Entsprechung zum italienischen Risorgimento und der deutschen Einigungsbewegung. Dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, der Ideologie des bürgerlichen Nationalismus war natürlich, daß das serbische Bürgertum sich berufen wähnte, das Piemont der staatlich zerklüfteten Nation zu werden.«<sup>11</sup> Und zum Verhältnis von Großmachtpolitik und nationalen Bewegungen schrieb Markov damals in derselben Arbeit: »Mit dem Siegeszug der nationalen Idee durch Europa erwuchs hieraus die südslawische Frage. Wurde so Serbien die Rolle eines neuen Piemont aufgedrängt, so machten sich auf der anderen Seite Hemmungen geltend, die seiner gesellschaftlichen Rückständigkeit entsprangen. Die Entscheidung über die zukünftige Gestaltung der südslawischen Stämme hing nicht von der Außenpolitik Serbiens ab, sondern stand und fiel mit der Problematik des Habsburgerreiches selbst.«<sup>12</sup>

Man könnte versucht sein, politische Analogien heute zur hier beschriebenen Lage auf dem Balkan zu Beginn des 20. Jahrhunderts, erneut nach 1918 und 1939/41 sowie schließlich zur Situation nach 1991/92 bzw. zum aktuellen Ringen um Integration oder Desintegration des Balkans in EU-Europa zu sehen.

Eine analoge Problematik, jedoch in ungleich erweiterter Dimension begegnet auch in Markovs Habilitationsschrift »Grundzüge der Balkandiplomatie«, in der ebenfalls die Abhängigkeitsverhältnisse zwischen der Politik von Großmächten und endogener Balkanpolitik von Kleinstaaten über mehr als sechs Jahrzehnte analysiert werden. An Schnittpunkten der Weltpolitik kreuzen sich ambitionöse

Anliegen von verspätet auf die historische Bühne tretenden bürgerlich-nationalen Kleinstaaten des Balkans mit expansiven Intentionen tradierter imperialer Großmächte Europas, die sich wiederholt explosiv entladen.

Markov untersucht, »inwieweit die Balkanstaaten selbständig Politik betrieben haben und inwieweit sie auf der anderen Seite die Kräftekonstellationen unter den Großmächten widerspiegeln. Es wird versucht, die Antriebe herauszufinden, die die Politik von Satelliten und Pufferstaaten bestimmen.«<sup>13</sup>

Meines Wissens definiert Markov erstmals den Unterschied von Satelliten, die sich bedingungslos einer imperialistischen Vormacht unterordnen müssen, und Pufferstaaten mit begrenztem Spielraum, die bei der Entscheidung über die Anbindung an eine Vormacht zwischen Varianten optieren können.

Solche Fragen und Antworten, bezogen auf damalige Balkanpolitik, klingen tatsächlich auch heute sehr aktuell angesichts politischer Ereignisse seit 1991, da die USA und die EU diese Region zum eigenen Nutzen jeweils zur Integration in den Westen, aber auch zur Desintegration untereinander drängen.

Übrigens: die Gutachten der damaligen Ordinarien Freyer und Lambertz zur Habilitationsschrift von Walter Markov, nachgedruckt im Anhang der »Grundzüge der Balkandiplomatie«, würdigen die Leistung Markovs ohne jeden Vorbehalt,<sup>14</sup> im Unterschied zum erwähnten Vorwort von Günter Schödl,<sup>15</sup> der offenbar meint, sich vorsichtig abgrenzen zu sollen, wohl um Konflikte mit heutigen Wertungen damaliger Balkanpolitik in der BRD-Historiographie zu vermeiden.

Während die Gutachter dem Autor die umsichtige Anwendung des historischen Materialismus auf den Untersuchungsgegenstand bescheinigen, unterstellt

**11** Walter Markov: *Serbien zwischen Österreich und Rußland 1897-1908. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Stuttgart 1934. S. 51.* **12** *Ebenda. S. 72f.*

**13** Walter Markov: *Kritische Vorbemerkung zu »Grundzüge der Balkan-Diplomatie. Ein Beitrag zur Geschichte der Abhängigkeitsverhältnisse. Mit einer Einführung von Günter Schödl u. einem Dokumentenanhang. Hrsg. von Fritz Klein und Irene Markov. Leipziger Universitätsverlag 1999. S. 2.* **14** *Dokumente zum Habilitationsverfahren von Walter Markov. Gutachten von Hans Freyer und Maximilian Lambertz. In: Walter Markov: Grundzüge der Balkandiplomatie. S. 289ff. und 293ff.* **15** Günter Schödl: *Gegen eine Welt in Unordnung. Walter Markovs Weg zur politischen Historie. Vorwort zu Walter Markov: Grundzüge der Balkandiplomatie. S. X-XXXVI.*

Schödl den Rezensenten – aber auch Rektor Gadamer und Prorektor Lendl, die sich ebenfalls positiv gutachterlich äußerten – ihnen müsse klar gewesen sein, dass eine wissenschaftliche Habilitationsschrift in wenigen Monaten nicht zu schreiben sei.<sup>16</sup> Nach Schödl erprobte Markov »zwischen den Zeiten« den Freiraum »eines individuellen, obzwar parteibezogen-disziplinierten Marxismus«, aus einer »kommunistischen Grundorientierung, zunächst ohne Parteauftrag«.<sup>17</sup>

So hätten Vorzüge wie Defizite einer Habilitationsschrift, »die – streng genommen – keine ist«, Zeugnis von einer schwierigen Situation abgelegt, »von einer Gesellschaft ohne gesicherte Identität, von einer (Geschichts-) Wissenschaft ohne verpflichtenden Minimalkonsens«.<sup>18</sup> Was in einer zeittypischen Ausnahmesituation Gestalt annahm, hätte in »normalen« Zeitläufen bald »erneuten Fragen nach gültigem Ergebnis und historischer Logik« weichen müssen, weshalb es Zeitgenossen und Geschichtswissenschaft selbst bald befremdlich erschienen sei und den Verfasser unter »Anpassungszwängen« nach seinem Parteiausschluss 1951 zur Distanz und in »andere thematische, in gewissem Sinne auch methodisch-theoretische Gleise drängte«.<sup>19</sup>

Wahrlich, eine merkwürdige Laudatio auf die endlich erschienene Arbeit, die nach dem Kriege unter ohnehin schwierigen Bedingungen des Quellenzugangs entstanden war! Offenbar unterstellt Schödl der heutigen BRD-(Wissenschafts-)gesellschaft methodologisch wie faktologisch diese »gesicherte Identität«! Wie Walter Markov eine solche »Würdigung« wohl aufnahm!

Zumal diese Aussage sachlich nur sehr bedingt zutrifft, denn schließlich beantragte Walter Markov am 21. Juli 1955 beim Staatssekretariat für Hochschulwesen – wie angemerkt – das Leipziger »Institut für Geschichte der UdSSR« in ein »Institut für Geschichte der europäischen Länder der Volksdemokratie« mit republikweiten Leitfunktionen für die Disziplin umzubilden und übte außerdem bis 1958 die kommissarische Leitung dieses Instituts aus.

Deshalb nochmals zu den Inhalten der wissenschaftlichen Arbeit Markovs, die Südosteuropa betreffen: Walter Markov hat sich auch später, nach 1951 resp. 1955, keineswegs völlig von der Mitwirkung an und aus der Beobachtung der osteuropäischen und Balkangeschichte zurückgezogen, sogar entgegen der eigenen Selbstwertung des Interview-Partners in der von Thomas Grimm herausgegebenen »Zwiesprache mit dem Jahrhundert«, wonach er, Markov, aus »zeitbezogenen Gründen« sein Interesse an der ost- und südosteuropäischen Geschichte »etwas zurücknehmen mußte«. Wie aus dem zitierten Dokument über die Gründung des genannten Volksdemokratie-Instituts hervorgeht, war aber ungeachtet dessen »angesichts der engen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen der DDR und den europäischen Ländern der Volksdemokratie ... eine wesentliche Intensivierung von Forschung und Lehre über die Geschichte dieser Völker dringend geboten«.<sup>20</sup>

Zurück zur wissenschaftlichen Vita von Walter Markov, der über alle Höhen und Tiefen der Wissenschaftsentwicklung in der DDR wie auch des Wechsels seiner persönlichen Forschungsgebiete hinweg stets sein Interesse am inhaltlichen Zusammenhang von Aufklärung – Nationwerdung – Revolution gerade in der osteuropäischen Region in historisch unterschiedlichen Konfigurationen, aber als geschichtlich wirksame Triade bewahrte und verfolgte.

Während aus meiner Sicht in fortgeschrittenen Ländern – als Beispiel etwa in Frankreich 1789 oder Böhmen 1848, bedingt in Polen zwischen 1830 und 1865 oder in Ungarn zwischen 1848 und 1867 – sich die bürgerliche Nation gleichsam in einem revolutionären Aufschwung konstituierte, bedurfte es in zurückgebliebenen Ländern des Balkans – in Serbien, Rumänien oder Bulgarien – einiger Anläufe zur »nationalen Wiedergeburt« in Schritten nationalkirchlicher Emanzipation, kultureller Aufklärung, gewerblichem Wachstums (Manufaktur, Handwerk) und politischer Erhebungen über mehrere

**16** *Ebenda.* S. X. **17** *Ebenda.* S. XI, XII. **18** *Ebenda.* S. XIII. **19** *Ebenda.* **20** *Antrag Walter Markovs an das Staatssekretariat für Hochschulwesen der DDR vom 21. Juli 1955.* S. 452.

Jahrzehnte im 18. und besonders im 19. Jahrhundert hinweg als eines längerfristigen historischen Prozesses von »nationalem Erwachen«, letztlich hin zur Konstituierung von bürgerlichen Nationen.

Nationwerdung erfüllt hier Funktionen der bourgeoisen Revolution. Diese Sicht kennzeichnet Walter Markovs Verständnis von der Geschichte bürgerlicher Reformen und Revolutionen in Südosteuropa.

Und ein weiteres Charakteristikum kennzeichnet das konkrete Herangehen Walter Markovs an die historische Beurteilung nationaler Bewegungen durch die Balkanpolitik der Großmächte nach jeweiliger Interessenlage: nämlich die zeitlich unterschiedliche, ja gegensätzliche Wertung – von der Betonung bis zur Negierung – der nationalen Problematik auf dem Balkan durch die bürgerliche Historiographie gemäß wechselnder Zielvorgaben der jeweils handelnden Balkanakteure.

Während für den historischen Konstituierungsprozess von Nationen und ihrer versuchten Integration gegen imperialistische Großmachthegemonie letztlich eine politische Geringschätzung, eine Negierung nationaler Bewegungen in der Politik und Publizistik der Großmächte typisch war, gilt dagegen heute, im Prozess der Wiederherstellung imperialistischer Dominanz die Forcierung und Ausnutzung konträrer nationaler Bewegungen, geschürter nationaler Konflikte und damit geförderter national-staatlicher Desintegration eine Überhöhung des Nationalen als bevorzugtes politisches Instrument supranationaler EU-Vorherrschaft.

Übrigens hat Walter Markov auf diese Analogie bei der stets zielgerichteten Betonung oder Negierung nationaler Interessen von unterdrückten Völkern auf dem Balkan schon für den Anfang des 20. Jahrhunderts hingewiesen, indem er in seiner Habilitationsschrift den Schnittpunkt, die Zäsur für das Umschlagen beider Tendenzen in der Balkanpolitik beteiligter Mittel- und Entente-Mächte von der bosnischen Annexionskrise 1908 bis zu den beiden Balkankriegen 1912/13 verortet.

Apropos als historisches Paradoxon: noch niemals wie gegenwärtig, d.h. in Zeiten vermeintlich europäischer Integration bei gleichzeitig ost- bzw. südost-europäischer Desintegration war unter Be-

zug auf nationale Selbstbestimmung de facto die Schürung nationaler Konflikte, die Tendenz nationaler Entmischung ehemals multiethnischer Siedlungsgebiete so deutlich und brutal wie heute. Zur Zeit finden – erzwungen oder freiwillig – ethnische Wanderungswellen statt, die die ehemals 25 Millionen Russen in Mittelasien auf rund 10 Millionen reduzieren, die Serben aus Kroatien und dem Kosovo vertreiben, das ethnisch gemischte Bosnien in drei getrennte Siedlungsgebiete der Serben, Kroaten und Muslime aufspalten, eine albanische Bevölkerungsexplosion in Mazedonien wie Montenegro zu Lasten der dominant slawischen Völker ausnutzen – bis hin zur möglichen Konsequenz einer direkten administrativen Spaltung beider Länder.

Schließlich nochmals zum andauernden historiographischen Engagement Walter Markovs zur Gesellschafts- und Revolutionsgeschichte in Südosteuropa, wobei nur relevante Titel erwähnt, nicht besprochen werden können.

Dabei begegnen sowohl revolutionstheoretische wie revolutionsgeschichtliche Arbeiten, die sowohl allgemeines wie regional-spezifisches herausarbeiten:

- Die Ungarische Revolution. Berlin / Leipzig 1948 (desgl. Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Hrsg. von Manfred Kossok. Berlin 1982);
- Lenin: Theorie und Praxis der Revolution. Leipzig 1949;
- Theorie und Geschichte der Revolution bei Marx. Leipzig 1968;
- Aufklärung und Revolution. Berlin 1973 (desgl. Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. A.a.O.);
- Dimitrije Obradović, ein serbischer Aufklärer an der Universität Halle-Wittenberg. Festschrift 450 Jahre Martin-Luther-Universität. Halle 1952 (desgl. Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. A.a.O.);
- Zu Julius Farkas, Südosteuropa. Rezension Zs. für Gesch.-wiss. H. 5/1955;
- Bemerkungen zur südslawischen Aufklärung. Festband für Eduard Winter. Berlin 1956;
- Neue Literatur zur Geschichte der Völker Jugoslawiens. In: ZfG. H. 5/1956;

- Ein Aktenwerk über den jugoslawischen Volksbefreiungskrieg, In: ZfG. H. 6/1956;
- Akteure der Balkandiplomatie 1878–1912. Jahrbuch f. Geschichte der deutsch-slawischen Beziehungen u. Geschichte Ost- und Mitteleuropas. Bd. 2. Halle 1958;
- Die illyrische Paradoxie, Wien 1972. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs. Bd. 25;
- Napoleon. Illyrien und die slowenische Nationwerdung. In: Jahrbuch der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Berlin 1974;
- W. Markov, W. Bahner und J. Irmscher: Nicolae Iorga (1871-1940). Historiker, Literaturhistoriker, Byzantinist. Berlin 1972 (Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Jg. 1972. Nr. 2);
- Dimitrie Cantemir und Rußland (1673-1723). In: Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. Jg. 1973. Nr. 13;
- Gesellschaft, Nation und Kultur in Mittel- und Osteuropa, Budapest 1975. In: Les Lumieres en Hongrie, en Europe Centrale et en Europe Orientale;
- Sarajevo 1914. Attentat in der Rückblende. Poznan 1977;
- W. Markov und A. Soboul: 1789. Die Große Revolution der Franzosen. 3. Aufl. Berlin 1977;
- Die Brücke der Aufklärung. In: Revue des Etudes Sud-Est-Europeennes, Bukarest 10/1972 (Nachdruck: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat.);
- Jakobiner im Habsburgerstaat. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat;
- Varia in: Kognak und Königsmörder. Historische Miniaturen. Hrsg. von M. Kossok. Berlin / Weimar 1979;
- E. Werner und W. Markov: Geschichte der Türken. Berlin 1977.

Unmöglich, hier eine Art rezensierende Beschreibung der über 20 Arbeiten Markovs zu Südosteuropa vorzunehmen; es bleibt nur der Versuch einer vergleichenden Einordnung dieser Arbeiten in den geschichtlichen Zusammenhang von Aufklärung, Revolution und nationaler Formierung der Völker dieser Region. Die gegenseitige Bedingtheit dieser drei Faktoren wirkt im Vorfeld zur bürgerlichen Umwälzung, während der bürgerlichen Revo-

lution von 1848/49 wie im Konstituierungsprozess bürgerlicher Nationen und Staaten nach 1848/68 im Habsburger Reich ebenso wie im Umfeld des Osmanenreiches zwischen russisch-türkischem Krieg 1877/78 und den Balkankriegen 1912/15.

In seinen Arbeiten definiert Markov die verschiedenen Stufen und Inhalte der Aufklärungsideologie in den unterschiedlich entwickelten Ländern, Provinzen und Regionen Südosteuropas, wobei grob verallgemeinert werden könnte:

- Josefinismus und Illyrismus als Aufklärung zur Durchsetzung der bürgerlichen Ordnung – vorzugsweise in Dalmatien, Kroatien und Ungarn,
- Pietismus und Rationalismus als Aufklärung auf dem Wege zur bürgerlichen Ordnung/Revolution – vorzugsweise in Serbien und Rumänien,
- Romantik, Jugoslawismus und Narodničestvo als Vorstufe der Aufklärung zum bürgerlichen und sozialen Fortschritt – vorzugsweise in Bulgarien, Montenegro, Mazedonien und Albanien.

Unterschiedlich sind deshalb auch die Quellen und Vorbilder dieser Aufklärung, die abhängig von der jeweils erreichten gesellschaftlichen Reife- und Bildungsstufe aus Frankreich und Paris, aus Österreich und Wien, aus Deutschland und Halle bzw. Leipzig, aus Russland und Petersburg oder Odessa bezogen werden.

Zu Inhalten und Wegen bereits der frühen Aufklärung verallgemeinert Walter Markov, gestützt auf den Maßstab der Französischen Revolution von 1789, in seiner Studie »die Brücke der Aufklärung«: »Alle Aufklärung des 18. Jahrhunderts zielte letztendlich auf Abtragung feudaler Hypothesen und Freilegung der bürgerlichen Nation. Verschiedenartigkeit in den gesellschaftlichen Voraussetzungen führte indessen nicht nur zu zeitlichen Verschiebungen, sondern ebenfalls zu Veränderungen der konkreten Aufgabenstellung. Hatte sich eine nationale Bourgeoisie durchgesetzt (Niederlande, England), so floß Aufklärung in die Festigung der bürgerlichen Gesellschaftsordnung ... Bereitetete sie sich, wie in Frankreich, in scharfem Klassenkampf auf die unmittelbare Machtübernahme vor, so wohnen ihren Ideen alle Spannungsgrade revolutionä-

ren Umsturzwillens inne ... Auf die dreihundert- undetlichen deutschen »Waterländer« traf dies nicht gleichermaßen zu ... Noch ungünstiger war die süd- osteuropäische Kulturschwelle daran. Das Vordringen der Türkei hatte ihre logische Evolution brutal angehalten und zum Teil sogar abgerissen.« Dabei war der »soziale Reduktionsvorgang« nicht überall »so schwerwiegend wie bei der Herabdrückung der nicht zum Islam konvertierten Balkanslawen auf den Raja-Sockel der Gesellschaftspyramide.« ... Erst militärische Niederlagen des Osmanischen Reiches »Ende des 17. Jahrhunderts schlugen erste Breschen in Ungarn und kündeten den unterjochten Völkern eine Wende an.«<sup>21</sup>

Eine Sicht auf die frühe Aufklärung des 17./18. Jahrhunderts in Südosteuropa, die sich gegen den feudalen Etatismus des Osmanenreichs richtete, lässt dabei selbst die reifere Aufklärung des 18./19. Jahrhunderts außer Betracht, die auf dem Wege zur bürgerlichen Ordnung mit dem absolutistischen Zentralismus des Habsburgerreichs und dem etatistischen Absolutismus des russischen Zarenreichs konfrontiert ist, also doppelten Hemmnissen ausgesetzt war.

Bemerkenswert ist m.E. die Tatsache, dass die südosteuropäischen Bewegungen der nationalen »Wiedergeburt« (vzroždenije) bzw. – genauer – des nationalen Erwachens mit ihrer Idee nationaler Konstituierung, d.h. von Nationwerdung, zugleich Vorstellungen föderativer oder konföderativer Zusammenschlüsse im Balkan- und Donaauraum hervorbrachten, also von Toleranz und Kooperation zwischen den bislang unterdrückten Völkern.<sup>22</sup>

Walter Markov hat die Vielschichtigkeit von Aufklärung und Nationwerdung im Habsburger und Osmanischen Herrschaftsbereich als zwar wesensgleichen, jedoch sozial-politisch differenzierten Prozess beschrieben. So seien die revolutionären Strömungen »auf der bunten Palette der »illyrischen

Nation«, der Slowenen, Kroaten und Serben« schwierig einzuordnen, »aufgeteilt auf altösterreichische Kronländer, das Königreich Kroatien, die Militärgrenze, das ungarische Banat, hinübergreifend in das venezianische Dalmatien und die Republik Dubrovnik (Ragusa), das türkische Bollwerk Bosnien und das gegen die Janitscharenherrschaft aufmüpfige Serbien. Besaß Kroatien eine ausgebildete feudale Gesellschaftspyramide und Dubrovnik sein sehr altes Patriziat, so wurde anderswo die privilegierte Klasse von einer Fremdherrschaft gestellt. (...) Die sozialen, nationalen und geistigen Fronten verliefen so durcheinander, diesseits und jenseits des Habsburger Machtbereichs.«<sup>23</sup>

Bemerkenswert scheint mir die Feststellung Markovs, dass im Südosten Europas die Korrelation zwischen nationaler und konfessioneller Zugehörigkeit ein ganz unmittelbares Identitätsmerkmal war, weshalb die Lumiers (Aufklärer) keineswegs an die Zerstörung ihrer jeweiligen Orthodoxie dachten. »Im Gegenteil: im Ringen um Nationwerdung gegen Türken- wie Habsburgerherrschaft mühten sich die Aufklärer im Sog des Deismus um philosophische Durchdringung einer geläuterten Volkskirche und erzielten auch einen gewissen Einbruch ...

Die Philosophie des Rationalismus legte Schranken nieder, sie richtete keine auf. Sie öffnete Zugänge zu bisher unzugänglichen und darum bestaunten Welten der »Andersgläubigen«, ohne deshalb die orthodoxe Koine aus den Augen zu verlieren.«<sup>24</sup> Als typisches Beispiel beruft sich Markov auf die Haltung des serbischen Mönchs, Lehrers und Unterrichtsministers Dositej Obradović, der Aufklärung sowohl im Westen als auch in Russland und im griechischen Smyrna, in Konstantinopel und Galati »erwanderte« und schließlich 1782/84 im pietistischen Halle und Leipzig studierte.

Halle war – wie Leipzig, Tübingen und Göttingen – ein Zentrum für das Studium südosteuropäischer

**21** Walter Markov: *Die Brücke der Aufklärung*. In: *Weltgeschichte im Revolutionsquadrat*. Hrsg. von Manfred Kossok. Berlin 1972. S. 71. **22** Ernstgert Kalbe: *Integration und Desintegration in den südslawischen Nationalbewegungen des 19./20. Jahrhunderts – ein Toleranzproblem?* In: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät zu Berlin*. Bd. 77 (2005). S. 51ff. **23** Walter Markov: *Jakobiner im Habsburgerstaat*. In: *Weltgeschichte im Revolutionsquadrat*. S. 174. **24** Walter Markov: *Die Brücke der Aufklärung*. S. 73.

Studenten, die sich weniger an der radikalen französischen Aufklärung, vielmehr am gemäßigten deutschen Pietismus orientierten.

»Ja Bücher, meine Brüder, Bücher und keine Glocken« schreibt Obradović, der bei Breitkopf in Leipzig seine »Ratschläge des gesunden Menschenverstandes« ebenso wie seinen »Brief an Haralampije« verlegt, und seine Mitmenschen in Albanien, Serbien, Bosnien, und der Herzegowina mahnt: »Ich sagte mir: wann wird es auch in jenen herrlichen Ländern solche Lehranstalten geben? Wann wird auch jene Jugend mit solchen Wissenschaften getränkt werden? O ihr Millionen des Volkes! Die bedauernden Türken erwarten, von ihren Derwischen etwas Vernünftiges zu hören, und die armen und bedrückten Christen von ihren Mönchen. Was aber sollten die ihnen schon sagen, wo sie doch nirgends unter dem Himmel etwas anderes wissen als: Gib ein Almosen, gib alles, was du hast, stirb vor Hunger und vergiß dabei nicht, alle Menschen auf Erden zu hassen und zu verfluchen, die nicht deines Glaubens sind.«<sup>25</sup>

Schließlich erinnert Markov daran, dass die »Josefinische Aufklärungsetappe« des späten 18. Jahrhunderts eine »kosmopolitische Kollektivleistung« hervorgebracht hat: die Logen als Kontaktorte von Reformern und Revolutionären, als Organisationszentren wie Umschlagplätze für Ideen, Konzepte und Bücher: »Noch bedeutsamer vielleicht, daß sich unter den »Brüdern« – und manchmal sogar nur hier – Nationalitäten und Konfessionen: Katholiken, Protestanten, Orthodoxe und Uniaten als Gleiche unter Gleichen begegneten; nicht nur in den Offizierslogen der Militärgrenze, sondern ebenfalls in durchaus zivilen wie der Hermannstädter Gründung von St. Andreas zu der »Drei Seeblättern«, in der Piuariu-Molnar und Banffy an der Seite Baussners (sich trafen). Im Briefaustausch und durch häufige Visitationen vermittelte die Logenintelligenz die Erfahrungen ihrer Aufklärungsarbeit über Völker- und Ländergrenzen hinweg; ihr »Netz« reichte bis Konstantinopel und Smyrna.«<sup>26</sup>

Dennoch verneint Markov die Existenz einer »gemeinsamen« südosteuropäischen Aufklärung, bejaht aber eine inhaltliche Gleichläufigkeit der Entwicklung mit verwandten Berührungspunkten.

Abschließend der Versuch, die wichtigsten Richtungen bzw. Strömungen der Aufklärung in Südosteuropa nach ihrer regionalen und temporären Unterscheidung zu benennen:

- Im Habsburger Einflussbereich entstanden im Gefolge der Französischen Revolution, der Napoleonischen Kriege und der europäischen Revolutionen von 1830 und 1848 die kroatisch geprägten Strömungen des Illyrismus und Jugoslawismus, die auf den Zusammenschluss der österreichisch- bzw. ungarisch- beherrschten Südslawen abzielten.
- Die Ideen des Jugoslawismus, die auf den Zusammenschluss der südslawischen Völker abzielten, beeinflussten namentlich sowohl den kroatischen Illyrismus von Ljudevit Gaj und Janko Drasković, die serbische Aufklärung um Dositej Obradović sowie die stammesübergreifende Romantik der Slowenen France Prešeren und des Serben Vuk Karadžić im Vormärz
- Der aufklärerische Jugoslawismus erfasste bald auch die serbische Omladina mit den Liberalen um Vladimir Jovanović wie die revolutionären Demokraten um Svetozar Marković, die kroatischen Jugoslawisten um Bischof Josip Juraj Strossmayer, die mazedonischen Romantiker Dimitar und Konstantin Miladinow sowie auch die bulgarischen Nationalrevolutionäre Ljuben Karawelow, Georgi Rakowski, Wasil Lewski und Christo Botew.
- Im Vormärz drängten in Ungarn Reformen um Istvan Szechenyi, Ferenc Deak und Sandor Petöfi auf demokratischen Wandel der Gesellschaft; während und nach der verlorenen Revolution von 1848/49 präferierte der ungarische Revolutionär Lajos Kossuth die Idee einer Donauföderation zwischen Ungarn, Kroatien, Serbien und Rumänien, die sich gegen die Abhängigkeit von der

<sup>25</sup> Zitiert nach: Walter Markov: Dimitrije Obradović, ein serbischer Aufklärer an der Universität Halle. In: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. S. 85. <sup>26</sup> Walter Markov: Die Brücke der Aufklärung. S. 75.

restaurativen Habsburger Monarchie richtete. »Einheit, Eintracht und Brüderlichkeit unter den Ungarn, Slawen und Rumänen – dies ist mein heißer Wunsch und aufrichtigster Ratschlag.«<sup>27</sup>

– Auf gleicher Ebene eines föderativen Zusammenschlusses der Völker Südosteuropas in einer Donau- oder Balkanföderation liegen etwas später die Ideen des serbischen Sozialisten Svetozar Marković und der bulgarischen revolutionären Demokraten Christo Botew, Ljuben Karawelow und Vasil Lewski, die in den 70er Jahren konzeptionelle Vorstellungen für derartige Staatenbünde unterbreiten. »Innere Entwicklung wie äußere politische Bedingungen zwingen das serbische Volk dazu, seine Ziele zu bestimmen« – so formuliert Svetozar Marković – »Befreiung und Föderation, vor allem eine serbisch-bulgarische Föderation nicht nach Nationalitäten, sondern nach sachlichen Erfordernissen. Und diese Föderation könnte sehr leicht zur Föderation der Völker der Balkanhalbinsel erweitert werden, sogar darüber hinaus, wenn wir unsere Nachbarn jenseits von Save und Donau berücksichtigen. Diese Föderation basiert nicht auf ihren Nationalitäten, sondern fußt auf der persönlichen Freiheit der Menschen, die einer solchen Bundesgemeinschaft beitreten.«<sup>28</sup>

Konsequenter Ausdruck fand die Idee der demokratischen Balkanföderation in Schriften und Dokumenten der bulgarischen revolutionären Demokraten, besonders von Ljuben Karawelow. Im Programm des »Bulgarischen Revolutionären Zentralkomitees« von 1870 heißt es: »Wir wollen mit allen unseren Nachbarn freundschaftlich zusammenleben, besonders mit den Serben und Rumänen, die teilweise mit unseren Absichten übereinstimmen, und möchten mit ihnen eine »südslawische« oder »Donauföderation« freier Länder bilden ... Wie erheben keinen Anspruch auf historisches, kanonisches, auf gekröntes oder religiöses Recht, und deshalb über-

lassen wir es dem Volke selbst über sein Geschick zu entscheiden und zu erklären, welchem Teil des Bundes es sich anzuschließen wünscht: dem serbischen, dem bulgarischen, dem rumänischen oder dem griechischen – folglich können bei uns keine Grenzfragen entstehen. Wir verlangen für uns nationale Freiheit, persönliche Freiheit und Religionsfreiheit, mit einem Wort Menschenrechte, und deshalb verlangen wir die gleiche Freiheit für unsere Freunde und Nachbarn. Wir wollen nicht über andere herrschen und deshalb gestatten wir nicht, daß andere über uns herrschen.«<sup>29</sup>

Schließlich erhob die Sozialdemokratie der Balkanländer die Schaffung einer Balkanföderation zu ihrem programmatischen Ziel. Auf der I. und II. Sozialdemokratischen Balkankonferenz im Dezember 1909 – bzw. nach neuem Kalender im Januar 1910 – und auf der II. Sozialdemokratischen Balkankonferenz im Juli 1915 erhoben der Bulgare Dimitar Blagojew, der Serbe Dimitrije Tucović und der Rumäne Christian Rakovski (Kristju Stančev) die Forderung nach einer föderativen Balkanrepublik gegen Nationalismus und Kriegspolitik der Balkanbourgeoisie, für Völkerverständigung und Frieden zum politischen Aktionsprogramm der sozialistischen Arbeiterbewegung.<sup>30</sup>

Dimitar Blagojew, enthüllte die Eroberungspolitik der bulgarischen Bourgeoisie in den Balkankriegen, die unter »nationaler Vereinigung« die Ausdehnung der bulgarischen Grenzen auf benachbarte Gebiete Mazedoniens, Thraziens und der Dobrudscha verstand, als eine »äußerst schädliche Utopie, weil sie in keiner Weise die sogenannte Balkanfrage löst und folglich keinesfalls zur Herstellung des Friedens auf der Balkanhalbinsel führt«.<sup>31</sup>

Übrigens hat Walter Markov die beiden Balkankriege der beteiligten Balkanmonarchien als einen »trübseligen Schlußakt des Balkanbundes« von 1912 resümiert, der auf »einen unverdienten österreichischen Erfolg, auf eine russische Schlappe hinausliefe«. Er bedeutete »für Serbien, Griechenland und

**27** Peter Hanak: *Die Geschichte Ungarns. Von den Anfängen bis zur Gegenwart.* Budapest 1988. S. 142. **28** *Enciklopedija Jugoslavije.* Bd. 3. Zagreb 1958. S. 296. **29** *Istorija na Bălgarija.* Bd. 6: *Bălgarsko vāzraždane 1856-1878.* Sofia 1987. S. 274f. **30** Siehe *Dimitar Blagoev: Săčinenija.* Bd. 13. Sofia 1960. Bes. S. 384ff., 494ff., 530ff.; desgl. *Dimitrije Tucović: Izbrani spisi.* Bd. I, II. Belgrad 1949, 1950. **31** *Dimitar Blagoev: Săčinenija.* Bd. 17. Sofia 1962. S. 115f.

Montenegro zwar eine Verdoppelung ihres politischen Gewichts, die Beseitigung der von Bulgarien seit 1885 innegehaltenen Hegemonie und einen Auftrieb des Großserbentums und Großrumänentums nach restloser Befriedigung im Süden gegen Norden, gegen das Habsburgerreich. (...)

Der Bund hatte die Macht demonstriert, die hinter der geeinten Halbinsel stand. Er mußte zerfallen, weil eine einmalige Gelegenheit zur Bereicherung die alleinige Grundlage lieferte, auf der er aufgebaut war: weil keine materielle Gemeinsamkeit, keine ideologische Klammer sich über die zentrifugalen Tendenzen der einzelnen Kleinstaaten und ihrer Nationalwirtschaften erhob.<sup>52</sup>

Entgegen nationalistischen Konfrontationen, die die Balkanbourgeoisie für die Bewältigung der Balkankonflikte verfolgte, erhoffte Markov die Auflösung des balkanischen Widerspruchsknotens durch das von der revolutionären Arbeiterbewegung angestrebte Ziel einer demokratischen und sozialistischen Balkanföderation. Zu den Balkankriegen schrieb Walter Markov deshalb: »Denn auf ihre Tafeln hatten die Balkanvölker bereits 1912 andere

Namen gemeißelt: Blagoev, Tucović, Dimitrov.«<sup>53</sup> Leider erwies sich diese Zielstellung als unerfüllte Hoffnung!

Der Historiker Markov hat in seinen zahlreichen Arbeiten zur Aufklärung, nationalen Formierung und bürgerlichen Revolution, wie auch zur Diplomatiegeschichte, beide damals in Südosteuropa wirksamen Tendenzen herausgearbeitet: eine bürgerlich-humanistische Tendenz von Aufklärung, nationaler Identifikation und gleichzeitig progressiver Integration der Völker sowie die Tendenz zu nationalistischer Abgrenzung und politischer Desintegration von reaktionären Balkanmonarchien.

Beide Tendenzen begegnen im politischen Leben der Balkanvölker – mutatis mutandis – auch heute.

Gegenwärtig hat freilich die Politik nationaler Konfrontation und Desintegration der kleinen Balkanvölker zum Nutzen imperialistischer Großmächte und hinter dem Vorhang vermeintlicher »Europäischer Integration« erneut die Oberhand erlangt. Diese Situation verheißt für die Völker Ost- und Südosteuropas nichts Gutes!

<sup>52</sup> Walter Markov: *Grundzüge der Balkandiplomatie*. S. 159f. <sup>53</sup> Walter Markov: *Akteure der Balkandiplomatie 1878-1912*. In: *Jahrbuch der deutsch-slawischen Beziehungen und Geschichte Ost- und Mitteleuropas*. Bd. II. Halle 1958. S. 262.



*Bild 4* – Der Vater: Walter und Irene Markov mit ihren fünf Kindern. Holzhausen, Anfang der 1960er Jahre.



PETER SEBALD

## Walter Markov und die Geschichte Afrikas. Das Beispiel Togo

Walter Markov hat viel zur Geschichte Afrikas geschrieben, »Togo« hat er nirgends explizit erwähnt. Aber das Lebenswerk eines Professors zeigt sich nicht nur in seinen Ideen und Schriften, sondern auch darin, wie er den Charakter und die Lebenswege seiner Studenten prägt. Ich will deshalb die Markov'sche Art des Umgangs mit dem wissenschaftlichen Nachwuchs darlegen, so wie ich sie nicht nur während der acht Semester an der Universität, sondern über vier Jahrzehnte miterlebt habe.

In den 1950er Jahren hatte Prof. Markov an der Universität Leipzig den Historikernachwuchs, Assistenten und Studenten, auf die Weltgeschichte hingewiesen. Er richtete ihr Interesse auf die sich vom Kolonialjoch befreienden Länder und forderte den Nachwuchs zu eigenen Initiativen auf. Logischerweise wandten sich Studenten und Absolventen, die die Geschichte der Nationalen Befreiungsbewegung als ihre Lebensaufgabe auswählten, auch den in Europa weniger bekannten Ländern in Afrika zu. Zum Beispiel auch Togo, in Westafrika, von dem togoische Professoren heute meinen: »Man kann zwar viel von Afrika kennen, aber nur der kennt Afrika wirklich, der Togo kennt!« So lenkte Prof. Markov den Studenten Sebold zwar nicht direkt auf Togo, jedoch indirekt. Sebold wandte sich der kleinsten deutschen Kolonie in Afrika zu, und brachte nun »Togo« in das weltweite Spektrum des Professors. Nachdem Prof. Markov über 40 Jahre meinen Lebensweg als Afrikahistoriker entscheidend beeinflusst hatte, konnte er 1991-95 in Summe noch mit Zufriedenheit konstatieren, dass sein Schüler nun als Historiker in Togo und Ghana wirkt.

Betrachtet man diesen Weg eines Markov-Schülers jedoch im Detail, so zeigen sich zahlreiche Probleme, mit denen Prof. Markov und seine Schüler in der DDR konfrontiert waren. Alle Studenten, die 1952 in Leipzig das Studium der »Allgemeinen Ge-

schichte« begannen, hatten die Kriegs- und Nachkriegszeit selbst erlebt. Ich hatte zur deutschen Kolonialgeschichte bereits eigene Erfahrungen gesammelt. Denn mein Geburtsort Niesky (in der Oberlausitz) war seit 1742 eine Siedlung der Herrnhuter Brüdergemeinde. 1940 eingeschult, zählten zu meinen Klassenkameraden Missionarskinder, die in Afrika geboren und wegen des Kriegsausbruchs nach Deutschland gekommen waren. Diese Exotik erregt natürlich die kindliche Phantasie. Die Lehrer an der Schule und ab 1944 am Gymnasium sowie die Nazi-Presse kanalisiert meine Afrikainteresse in koloniale Richtung auf die ehemalige deutsche Kolonien sowie in die Zukunft: Nach einem siegreichem Krieg könnten wir in einem neu zu errichtenden Kolonialimperium in Afrika wirken.

1945 stand ich vor den Trümmern meines Heimatortes, fragte – wie so viele meiner Generation – nach den Ursachen dieses Krieges. An der Oberschule gehörte Geschichte zu meinen Lieblingsfächern. Allerdings vermittelte uns der junge Neulehrer mehr vorgegebenen Lehrmeinungen, statt uns in Diskussionen zu überzeugen. So entstand auch bei mir eine Aversion und Misstrauen gegen staatliche Doktrinen in der Geschichtsinterpretation.

Hingegen hatte ich als Oberschüler mit großem Interesse in den Medien verfolgt, wie sich nach 1945 viele Völker, vor allem in Asien, von der direkten Kolonialherrschaft befreiten. Sie gründeten ihre eigenen Staaten, traten den Vereinten Nationen bei und ordneten sich selbst in die Weltgeschichte neu ein. Die beiden, nach 1945 entstandenen Machtzentren in der Welt klassifizierten diese Staaten nach ihren eigenen Normen und mit politischen Schlagworten. So führten die seit Jahrhunderten die Welt dominierenden Kolonialmächte Westeuropas seit Anfang der 1950er Jahre die neuen Begriffe »Dritte Welt«<sup>1</sup> sowie »developing countries« (im Deutschen – inkorrekt

<sup>1</sup> Zu dem Anfang der 1950er Jahre in Frankreich eingeführten Begriff »Dritte Welt« siehe: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 7. Stuttgart 1992. S. 508, die ausführliche Anmerkung 269 (Hinweis von Eva Dorst).

– als »Entwicklungsländer« übersetzt) ein. Begriffe, die auch in beiden deutschen Staaten im Pro und Kontra Eingang fanden. Zwar stritten in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg Regierungen und Menschen in der »Ersten Welt« und der »Zweiten Welt« darum, wem wohl die führende Rolle in der Auseinandersetzung gebühre. Aber es gab einen ausgesprochenen oder stillschweigenden Konsens, dass die »Dritte Welt« die dritte in der Rangfolge war und bleiben würde und dass die Rivalität zwischen »Erster« und »Zweiter Welt« in der »Dritten Welt« und um die »Dritte Welt« und »Entwicklungsländer« geführt werden würde.

Die politischen Hauptbegriffe seit Ende des Zweiten Weltkrieges waren »Antikolonialismus« oder die »Dekolonisation«. Sie kennzeichneten jenen weltweit revolutionierenden Prozess, in dem sich die Menschen von imperialistischer Kolonialherrschaft selbst befreien und das Recht der Völker auf Selbstbestimmung verwirklichten. Auch für Westafrika einschließlich die deutsche Kolonie Togo hatte 1917 die Oktoberrevolution im zaristischen Russland mit der Forderung des Selbstbestimmungsrechts einen entscheidenden Impuls gegeben.<sup>2</sup> Seit der Gründung der DDR 1949 nahmen Regierung sowie die Medien der DDR mit »Antikolonialismus« und »Antirassismus« eine grundsätzliche kritische Haltung gegenüber den bestehenden Kolonialimperien in Gegenwart und Vergangenheit ein. »Kolonialismus« war ein *politisch* verwendeter Begriff. Er ist bis in die Gegenwart ein umstrittener Begriff geblieben und wird es auch in der Zukunft, verbunden mit der Globalisierung, bleiben. Aber damals in der DDR wie in der heutigen BRD verbinden die für Politik und Wissenschaftspolitik Verantwortlichen die finanziellen Fördermittel mit bestimmten oktroyierten Schlagwörtern. Wie das in Leipzig an der Universität zu Beginn der 1950er Jahre geschah, ist bei Prof. Markov bzw. seinen Schillern nachzulesen. Ich kann da nur meine eigenen Eindrücke als Student 1952 bis 1956 hinzufügen,

Als gerade Achtzehnjähriger war ich in den ersten Studienjahren noch sehr in der Mentalität eines

Oberschülers befangen. Gehorsam absolvierte ich die uns vorgeschriebenen Vorlesungen von der Urgeschichte bis zur Neuzeit. Aber Professor Markov bot auch über seine Assistenten Seminare zur Geschichte aller Hauptregionen und Länder der Welt von Lateinamerika bis China an. Ich schrieb mich freiwillig in alle Seminare ein und hatte mich damit sicherlich übernommen. Aber ich erhielt so einen Einblick in die Vielfalt der Weltgeschichte und gewann damit auch einen Respekt vor der Geschichte eines jeden einzelnen Landes, wie gross oder klein es sein mochte.

Zu Beginn der 1950er Jahre zeichnete sich immer deutlicher ab, dass auch die ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika die Eigenstaatlichkeit erringen würden. Hier begann ich im eigentlichen Sinne zu studieren, also auch kritisch über Gehörtes und Geschriebenes nachzudenken und einen eigenen Standpunkt zu formulieren. Gewiss war es leicht für den einzelnen Historikerstudenten, sich der allgemeinen Kritik an den »Kolonialisten«, besonders den deutschen, anzuschließen. Aber staatliche Direktiven waren auch für mich nicht nötig. Dass alle Menschen ungeachtet ihrer Hautfarbe gleich sind, hatte ich bereits als Oberschüler erkannt. Ferner wusste ich, dass alle kolonial unterdrückten Menschen die sie hemmende Fremdherrschaft beseitigt hatten, sobald sie dazu in der Lage waren, wie einst unsere deutschen Ahnen die des Imperium romanum.

Also kritisierte auch ich aus innerer Überzeugung den »Kolonialismus« und vertrete auch gegenwärtig gegenüber Kolonialapologeten aller Couleur einen kompromisslosen Standpunkt. Aber im Gegensatz zu anderen verharnte ich niemals beim »Einprägeln« auf die Kolonialisten. Mich hatte von Anfang an die Markov'sche langfristige Konzeption, die Geschichte der einzelnen Völker und Staaten zu untersuchen, überzeugt. Also wandte ich mich den Afrikanern als den Akteuren der Geschichte auch in der Kolonialära zu: »Wie agierten und reagierten, kurz, wie lebten die Afrikaner auch unter dem deutschen Kolonialregime«. Ich versuchte »afrikanische

<sup>2</sup> Peter Sebold: *Seltsamer Weg einer Idee. Oktoberrevolution, britische Kolonialpolitik in Togo 1918 und Selbstbestimmungsrecht*. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*. Nr. 9/1988. S. 812-821.

Geschichte in der Ära direkter Kolonialherrschaft« zu schreiben. Diese Hinwendung mag heute vielen selbstverständlich sein. Damals bedeutete das auch eine Auseinandersetzung mit dem politisch gebrauchten Begriffen des »Kolonialismus« und »Neokolonialismus«. Mit Hochachtung habe ich später und auch jetzt erneut gelesen, was Walter Markov zu diesem politischen Vorgaben zum Kolonialismus gesagt hat, und wie er unter den komplizierten Bedingungen der 1950er Jahre in der DDR und an der Universität Leipzig seine Auffassung von Weltgeschichte unter Einbeziehung der Völker Asiens, Afrikas -und Lateinamerikas durchsetzte.

Wie brisant der Umgang mit dem politisch definierten Begriff des »Kolonialismus« war, dafür erhielt ich meine eigene Lektion. In der den Studenten vorgeschriebenen Pflichtvorlesung über russische Geschichte hatte ich mich der zaristischen Kolonialpolitik in Zentralasien und im Fernen Osten zugewandt, gab aber dieses Interesse angesichts fragwürdiger Lehrmeinungen in der Geschichte der UdSSR zum zaristischen Kolonialerbe rasch wieder auf. Als 20jähriger Student fehlte mir einfach das Wissen, um in einer Diskussion bestehen zu können. Aus dem gleichen Grunde äußerte ich mich in der »Deutschen Geschichte« nicht mit der brisanten Kolonialproblematik im Verhältnis der »Zweiten Welt« (inklusive DDR) zur »Dritten Welt«. Ich behielt allerdings auch in den folgenden Jahrzehnten im Hinterkopf, dass die DDR-Politik durchaus zu diskutierende Probleme des Kolonialismus bewusst ausklammert hatte.

Ich zog mich 1954 zurück in jenes Spezialgebiet der Geschichte Afrikas, für das der tolerante Prof. Markov keine »Lehrmeinung« festgelegt hatte und den Historiker-Studenten in der Themenwahl ihrer Diplomarbeit ein freies Feld ließ. Für Togo, die kleinste der vier deutschen Kolonien in Afrika, zeigte damals kein Student ein Interesse, auch ich nicht. Ich hatte mir als Thema für meine Diplomarbeit die deutsche Kolonialherrschaft in Kamerun (1884-1914) ausgewählt, und Prof. Markov bewertete die Arbeit mit einem »Sehr gut«. Über eine Anstellung des Nicht-Genossen Sebald als Assistenten an der Uni entschieden allerdings andere Instanzen nach anderen Maßstäben.

Für meine Diplomarbeit stand mir nur das gedruckte Schrifttum, verfasst von Kolonialdeutschen, zur Verfügung. Diese einseitige Quellenlage empfand ich als Mangel, seit ich 1954 während eines Praktikums im Archiv der Universität Leipzig bei Frau Dr. Drucker mein Interesse an Akten und handschriftlichen Quellen entdeckt hatte. Im Frühsommer 1956 hörte ich an der Universität, dass die Akten des Kaiserlichen Reichskolonialamtes von Moskau in das Zentralarchiv der DDR in Potsdam zurückgegeben waren und nun der Forschung zur Verfügung standen. Während nach dem Staatsexamen die neuen Historiker in Ferien gingen, begab ich mich im Juli 1956 aus eigener Initiative und Rechnung nach Potsdam, um nun an Hand der Akten den Beginn der deutschen Kolonialherrschaft 1884 zu überprüfen. Die Ergebnisse waren für mich überwältigend. In den Akten war ich meist der erste Nutzer und trug mich mit entsprechendem Hochgefühl in die Benutzerliste jeder Akte ein. Durch diese Akten konnte ich mir ein profunderes Wissen über die deutsche Kolonialgeschichte aneignen als jeder Fachhistoriker, ja selbst mein hoch verehrter Prof. Markov.

Selbstverständlich hätte ich 1956 gern ausschließlich im Archiv geforscht wie manche an einer Universität angestellte Historiker. Mir aber war 1956 eine Arbeitsstelle beim Dietz Verlag in Berlin als Lektor vermittelt worden, dort war ich zehn Jahre für Literatur betr. die »jungen Staaten Asiens, Afrikas und Lateinamerikas« bzw. »Entwicklungsländer« zuständig. Das Zentralarchiv in Potsdam lag bei Berlin, wenn auch die Fahrzeit auf der Bahn um Westberlin herum und zurück insgesamt 5 Stunden betrug. Aber wegen meines Berufs als Lektor konnte ich nicht kontinuierlich ins Archiv fahren. Ich hatte also gegen andere Kamerun-Interessenten der Humboldt-Universität, Prof. Stoecker und Adolf Rüger, keine Chance. Ich gab 1958 Kamerun mitsamt meinen Vorarbeiten auf und konzentrierte mich im Einverständnis mit Prof. Stoecker auf Togo.

Seither war ich drei Jahrzehnte in der DDR mit der Frage konfrontiert: »Dr. Sebald, wie können Sie sich nur mit einer so kleinen und unbedeutenden Kolonie wie Togo befassen?« Ich pflegte dann zu antworten: »Sie haben vollkommen Recht, die deutsche

Togokolonie war so klein wie die DDR.« Meine Antwort erregte natürlich so manchen DDR-Chauvinisten und dessen eurozentrisches Denken.

Prof. Markov sah in meiner Hinwendung zur Geschichte eines kleineren Landes kein Problem. Ich wollte eine »Außerplanmäßige Aspirantur« an der Universität Leipzig beginnen und fragte ihn, ob er als mein Doktorvater eine Dissertation über die Kolonie Togo betreuen würde. Ich ward nach Holzhausen eingeladen und hatte eine »Konzeption«, wie damals übergeordnete Instanzen für Publikationen und Forschungsvorhaben forderten, vorbereitet. An der Konzeption zeigte der Professor wenig Interesse. Er bewertete das Forschungsprojekte sowie einen angehenden Wissenschaftler nach eigenen Maßstäben. Aus seiner Sicht hatte ich nach Abschluss des Studiums nicht verzagt, sondern mir etwas einfallen lassen. So erhielt ich von ihm eine kurze Antwort: »Arbeiten Sie ruhig drauf los, Sebald, bei Ihnen wird schon etwas Vernünftiges dabei herauskommen.«<sup>5</sup> Das war für einen im kommando-sozialistischen System Aufgewachsenen eine ungewöhnliche Antwort, aber als 26jähriger freute ich mich natürlich über diese Anerkennung.

So trat seit 1960 Prof. Markov via Sebald in ein engeres Verhältnis zur Geschichte Togos. Bei einer »Außerplanmäßigen Aspirantur« mussten DDR-Betriebe für drei bis vier Jahre wöchentlich einen Studientag und weiterhin pro Jahr einen Studienmonat gewahren. Diese Bedingungen waren für mich nicht ideal, reichten jedoch aus, um bis 1964 in Potsdam jede der etwa 700 Togo-Akten des Reichskolonialamts anzusehen. Wichtige Passagen musste ich (leider gab es damals noch keinen Laptop) mit der Hand, und zwar schnell, abschreiben, so dass noch heute die Erinnerung daran einen Krampf in meinem Unterarm auslöst. Aber die Entdeckerfreude entschädigte alle Mühen. Zwar fand ich in den Akten häufig manches gesuchte Dokument nicht, dafür überraschend ganz unerwartete Schriftstücke.

Z. B. einen Vertrag, den 1895 die deutsche Togo-Hinterland-Expedition in Gwandu, Nordnigeria, abgeschlossen haben wollte.<sup>4</sup> Das teilte ich auch dem in Nsukka, Nigeria, lehrenden Prof. Markov mit. Der Professor signalisierte mir das Interesse nigerianischer Historiker an einem deutschen Linguisten, Gottlob Adolf Krause (1850-1938), bekannt in Westafrika unter seinem Hausa-Namen »Malam Musa«<sup>5</sup>. Angesichts meiner so umfangreichen Togo-Exzerpte musste ich ohnehin für die Dissertation eine Einschränkung vornehmen. Auf Anregung des Professors schrieb ich meine Dissertation über diesen antikolonial gesinnten Afrika-Wissenschaftler und verteidigte sie (Prof. W. Brauner war mein zweiter Gutachter) im Mai 1966 in Leipzig. Veröffentlicht wurde die Dissertation als Bd. 25 in der Reihe der von Walter Markov herausgegebenen »Studien zur Geschichte Asien, Afrika und Lateinamerikas« erst 1972.<sup>6</sup> Diese späte Veröffentlichung war auch eine Folge, dass ich wie Prof. Markov – einen Weg nach Afrika, suchte und von 1966 bis 1971 dorthin »entschwand«. Seit der Gründung der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft 1961 in Berlin, als Prof. Markov zum Präsidenten der DAFriG gewählt worden war, war auch ich als Privatperson dieser Gesellschaft beigetreten. Wie bekannt, konnte ein an Afrika interessierter DDR-Bürger nicht einfach das Land seiner Träume aufsuchen. Also liess ich mir etwas einfallen. Die DAFriG suchte 1965 kurzfristig einen Leiter für ihre »Lesestube« in Accra, der Hauptstadt Ghanas. Zu Ghana gehörte das westliche Drittel der ehemaligen deutschen Kolonie Togo. Seit 1919 britisches Mandats- bzw. Treuhandgebiet, von der Gold Coast Colony verwaltet, hatte 1956 die Bevölkerung jenes Gebietes in einem von der UNO organisierten Plebiszit für den Anschluss an das 1957 unabhängig werdende Ghana votiert.

Kurz entschlossen – nach Rücksprache mit Prof. Markov, dem Präsidenten der DAFriG – wechselte ich im Dezember 1965 vom Dietz Verlag als hauptamt-

<sup>5</sup> Peter Sebald: *Das Markovsche »atmosphärische Umfeld«*. In: *Wenn jemand seinen Kopf bewusst hinhält. Beiträge zu Werk und Wirken von Walter Markov*. Hrsg. von Manfred Neuhaus und Helmut Seidel. Leipzig 1995. S. 49-51. <sup>4</sup> Walter Markov / Peter Sebald: *The treaty between Germany and the Sultan of Gwandu*. In: *Journal of the Historical Society of Nigeria IV (1967)*. Nr. 1. S. 141-153. <sup>5</sup> Walter Markov / Peter Sebald: *Gottlob Adolf Krause*. In: *Journal of the Historical Society of Nigeria, II (1964)*. No. 4. S. 536-544. <sup>6</sup> Peter Sebald: *Malam Musa – Gottlob Adolf Krause, 1850-1938. Forscher – Wissenschaftler – Humanist. Leben und Lebenswerk eines antikolonial gesinnten Afrikawissenschaftlers unter den Bedingungen des Kolonialismus*. Berlin 1972. 292 S.

licher Mitarbeiter zur »Liga für Völkerfreundschaft der DDR«, dem Dachverband aller Freundschaftsgesellschaften. Ich sollte im Sommer 1966 nach Ghana ausreisen. Jedoch wurde im Frühjahr 1966 Präsident Nkrumah gestürzt und mein Traum von meiner Arbeit in Westafrika jäh beendet. Aber politische Umbrüche eröffnen auch alternative Lösungen. So konnte ich im Mai 1966 bei meiner Verteidigung in Leipzig mit Prof. Markov bereits darüber sprechen, dass alle für Ghana vorgesehenen DDR-Bürger nach Ostafrika »umgesetzt« worden waren. Ich nahm im Juli 1966 meine neue Funktion als Direktor des Nyumba ya Urafiki (»Haus der Freundschaft«) in Sansibar auf. Bis 1971 wirkte ich dort als Nicht-Diplomat, war auch häufig an der Universität in Daressalaam; aber mein wissenschaftliches Spezialgebiet blieb Togo/Ghana, denn 95 % meines Materials aus dem Reichskolonialamt waren ja noch gar nicht verarbeitet.

Als ich 1971 nach Berlin zurückkehrte, hatte folglich, unter dem Termindruck von Prof. Markov, die Drucklegung meiner Dissertation den Vorrang, es war mein erstes Buch.

1971 besprach ich auch mit dem Professor, auf der Grundlage meiner bereits aufgearbeiteten Togo-Akten des Reichskolonialamtes eine Geschichte Togos unter deutscher Kolonialherrschaft zu schreiben. Dafür gab es in der DDR-Literatur zu Afrika kein Vorbild, wenn auch Markov'sche theoretische Grundsätze – wie die universalhistorische Einordnung der Geschichte eines Landes – entscheidende Ansätze boten. Denn die Besonderheiten der Geschichte der Togo-Kolonie zwangen auch mich zu theoretischen Überlegungen. Wenn einem Deutschen überhaupt etwas zu dem Wort »Togo« einfällt, so ist das die bemerkenswerte geographische Gestalt dieser Kolonie. Von einer nur ca. 50 km langen Küste am Atlantischen Ozean zieht sich das Territorium über 540 km ins Landesinnere. Dieser Landstreifen war als deutsche Kolonie durchschnittlich 160 km breit, nach der französisch-britischen Aufteilung 1919 war das französische Mandatsgebiet /

ist die heutige Republik Togo nur etwa 100 km breit. Nach dem ersten Blick auf eine politische Landkarte bedarf es kaum einer Erläuterung, dass durch die imperialistische künstliche Grenzziehung die Togo-Kolonie ein Ausschnitt aus einer größeren geographischen Region war und die heutige Republik Togo es ist. Prof. Küttler hat dafür den Begriff der »historischen Region«<sup>7</sup> geprägt, einen auch für Afrika sehr nützlichen Begriff.

Ich musste also bezüglich Togo erst einmal herausfiltern, was *deutscher* Kolonialeinfluss war, oder was durch die *britische* Kolonialpolitik in der Gold Coast Colony (Ghana) im Westen von Togo und durch die *französische* in Dahomey (Benin) im Osten von Togo bedingt war. Vom Norden, der Sahel-Zone, wirkte obendrein der Einfluss des Islam. Und ferner: was war denn überhaupt *kolonialer* Einfluss, wirkte doch auch die bürgerliche Gesellschaftsstruktur in Westeuropa im 19. und 20. Jahrhundert über den kapitalistischen Weltmarkt nach Westafrika? Theoretische Überlegungen, die mich einerseits zum Nachlesen bei Marx und Engels veranlasste, die übrigens – verständlicherweise für den Kolonialbegriff im 19. Jh. – das Wort »Kolonialismus« nie verwendet haben. Andererseits legte 1977 Hartmut Schilling, Professor für Ökonomie der Entwicklungsländer in Leipzig eine Kolonialismus-Definition vor, in der er auf das Entscheidende hinweist, »die Ausnutzung von Unterschieden im Niveau der ökonomischen und sozialen Entwicklung«.<sup>8</sup>

Prof. Markov erklärte sich wiederum bereit, auch meine Habilitationsschrift zu betreuen. Das dauerte zwar weitere 15 Jahre, denn von 1972 bis 1978 war ich Chefredakteur der neu gegründeten wissenschaftlichen Zeitschrift »Asien, Afrika, Lateinamerika« des Zentralen Rates für Asien-, Afrika- und Lateinamerikawissenschaften in der DDR (ZENTRAAL). In dieser Funktion konnte ich sehr von meinem in Leipzig während des Studiums erworbenen Kenntnissen der Weltgeschichte profitieren.

Aber auch in den 1970er Jahren wurde in der DDR die Kolonialismus-Debatte von staatlich vorgegebe-

<sup>7</sup> Siehe den Wortlaut der Definition von Prof. Küttler in der wissenschaftlichen Zeitschrift des ZENTRAAL »Asien, Afrika, Lateinamerika«. Berlin 1983. Nr. 5, S. 783. <sup>8</sup> Hartmut Schilling: *Krise und Zerfall des imperialistischen Kolonialsystems*. Berlin 1977. S. 11.

nen Zielrichtungen bestimmt. Als ich 1978 in der wissenschaftlichen Zeitschrift eine kritische Rezension<sup>9</sup> zu einer in der DDR erschienenen Publikation über Neokolonialismus schrieb und veröffentlichte, enthob mich der Direktor des Institut für Internationale Beziehungen in Potsdam Babelsberg fristlos von meiner Funktion als Chefredakteur, nachdem ich seine Aufforderung, einen Widerruf zu veröffentlichen, selbstverständlich zurückgewiesen hatte. Ich erhielt ferner eine Parteistrafe, die erst 1990, nach der politischen Wende, gelöscht wurde. Politisch gemaßregelt zu werden, war ja für einen Schüler von Markov kein neues Problem. Mehrere Kollegen bezeugten mir 1978 ihre Solidarität und boten mir Arbeitsstellen an, so auch an der Universität Leipzig. Ich entschied mich für die Akademie der Wissenschaften der DDR. Denn am Institut für Allgemeine Geschichte, bei der von Prof. Martin Robbe geleiteten Abteilung Geschichte der Entwicklungsländer konnte ich mich zum ersten Mal in meinem Leben ausschließlich der Forschung widmen.

1984 verteidigte ich meine Habilitationsschrift an der AdW in Berlin mit Prof. Markov als Erstgutachter. Inzwischen zählte ich – nach den Worten des Professors – »zu den letzten noch zu erledigenden Überhängen in meinem Leben«<sup>10</sup>. Wichtiger als die Habilitation war die 1988 im Akademie-Verlag veröffentlichte Buchfassung »Togo 1884-1914. Eine Geschichte der deutschen »Musterkolonie« auf der Grundlage amtlicher Quellen«.<sup>11</sup> Das Buch ordnete sich als Band Nr. 29 in die vom ZENTRAAL herausgegebene Studienreihe ein. Aber mit 816 Druckseiten hatte ich unter den in der DDR verfassten Monographien zu Afrika das umfangreichste Buch geschrieben, einen meiner beiden publizistischen »DDR-Rekorde«. Schließlich hatte ich nicht umsonst zehn Jahre in einem DDR-Verlag gearbeitet und

wusste den chronischen Papiermangel zu überlisten, wofür mir Prof. Markov seine besondere Anerkennung aussprach.

Wichtiger als der Umfang des Buches war sein inhaltlicher Aufbau. Denn über die drei anderen großen Kolonien, Kamerun, Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwest, waren in der DDR *keine*, alle Gebiete der deutschen Herrschaft erfassende, chronologisch geordnete Geschichtsdarstellung erschienen. Wie ich eingangs gesagt hatte, verharrten manche Historiker auf einer selektiven Kritik am deutschen Kolonialismus, statt eine allseitige Geschichte des Landes in der deutschen Kolonialära zu schreiben. Obwohl sich international wie auch in jedem unabhängig gewordenen Staat in Afrika die Erkenntnis durchgesetzt hatte, dass die Ära der direkten Kolonialherrschaft, auch die deutsche, nicht gestrichen werden konnte, sondern ein Kapitel in die nationale Geschichte jedes Staates geworden war. Bezüglich des Inhalts meines Togo-Buches erhob die DDR-Zensur politische Bedenken gegen Passagen meines Togo-Buches: Auch die Geschichte Togo wurde im politisch-dogmatischen Denken von Mitarbeitern des DDR-Außenministeriums sehr wohl beobachtet und reglementiert.<sup>12</sup>

Als schließlich 1989 mein Togobuch ausgeliefert wurde, standen in der DDR aktuelle politische Fragen im Vordergrund. Der Kommandosozialismus wurde in friedlicher Revolution beendet, Historiker sahen ihre bisherige Arbeit und ihre Zukunft in Frage gestellt. Für mich öffnete sich erstmalig der Weg nach Togo, den die engstirnige Außenpolitik der DDR im Misstrauen gegenüber den eigenen Genossen bewusst verhindert hatte. So konnte ich im Februar 1990 in Lomé Staatspräsident Eyadema bei einer Privataudienz mein Togo-Opus überreichen. Aber unser Gespräch wurde sofort von un-

**9** Peter Sebold: Rezension zu Paul Friedlander / Gertraud Liebscher: *Neokolonialismus in der Krise*. Berlin 1977. In: *Asien, Afrika, Lateinamerika*. Nr. 3/1978. S. 552-554. **10** Vgl. Peter Sebold: *Das Markovsche »atmosphärische Umfeld«*. S. 51. **11** Peter Sebold: *Togo 1884-1914. Eine Geschichte der deutschen »Musterkolonie« auf der Grundlage amtlicher Quellen*. Berlin 1988. XXIV und 792 S. **12** Das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der DDR genehmigte mir 1984 mit Rücksicht auf die DDR-Politik und den bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß nicht, an einer Konferenz in der BRD zum 100. Jahrestag des Beginns der deutschen Kolonialpolitik teilzunehmen, obwohl ich in meinem Beitrag zur deutschen Kolonialära in Togo den Namen Strauß nicht erwähnt hatte. Das MfAA verlangte in den folgenden Jahren, in meinem Togo-Buch die glorifizierenden Äußerungen von F.J. Strauß 1984 zur Musterkolonie Togo nicht zu zitieren, was ich jedoch verweigerte. Vgl. auch Peter Sebold: *Togo 1884-1914*. S. 637.

serer kontroversen Haltung zur deutsch-kolonialen Vergangenheit bestimmt. Denn die Kolonialapologeten (afrikanische eingeschlossen) hatten die »Musterkolonie« der Kolonialherren in eine angebliche »Musterkolonie« für die Kolonialunterdrückten verfälscht. Mit dieser Problematik muss ich mich seit 20 Jahren in fast jedem meiner Vorträge in Togo und in Ghana auseinandersetzen. Denn auch in Afrika wird mit Geschichte aktuelle Politik gemacht, auch mit der deutschen Kolonialära.

1990 war bei den französischen Kollegen des in Lomé etablierten französischen Forschungsinstituts ORSTOM mein Togo-Opus bekannt. Sie boten mir einen Arbeitsvertrag an, die rund 3.000 Akten des Kaiserlichen Gouvernements (ca. 37 laufende Meter) im Nationalarchiv in Lomé auszuwerten. Dieses Angebot nahm ich an, wenn auch inzwischen in der BRD meine wissenschaftlichen Arbeiten positiv evaluiert waren und man mir 1992 eine gut dotierte Arbeitsstelle am neu gegründeten Modernen Orient der Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben des Max-Planck Instituts offerierte. Aber so, wie ich 1984 eine Professur in Rostock abgelehnt hatte, weil ich in die deutsche Geschichte hätte wechseln müssen, so sagte ich mir 1992 als 58jähriger: »Du wolltest Dein Leben lang nach Togo! Afrika und Archiv: Herz, was willst Du mehr!« Dass daraus 21 Jahre in Folge (insgesamt 6 Jahre in Togo und Ghana) werden sollten, hatte ich nicht einmal erhofft.

2010, in Verbindung mit dem 50. Jahrestag der Unabhängigkeit Togos am 27. April, werde ich meine alljährlichen Forschungsaufenthalte in Togo sowie die Vorlesung an der Universität Lomé beenden. In meinen Vorträgen an der Universität Lomé sowie den Goethe-Instituten in Lomé und Accra werde ich über das Thema »50 Jahre unabhängiges Togo und das deutsch-koloniale Erbe« sprechen.

Als 1991 Familie Markov von Holzhausen nach Summt bei Berlin übersiedelt war, besuchte ich Prof. Markov dort. Besonders interessierte ihn meine neue, langfristige Arbeit als Historiker in Togo an der Universität (in jedem Jahr halte ich einen Vorlesungszyklus über »Die Bedeutung des Kolonialis-

mus in der Geschichte der Zivilisation«) sowie im Nationalarchiv. Er brachte mehrfach zur Sprache (doch hatte ich diesen Markov'schen Grundgedanken längst verinnerlicht), dass sich aus einzelnen historischen Etappen der Weltgeschichte Hauptaufgaben für die Menschen in jedem Land ergeben. In Afrika sei die Erringung der Eigenstaatlichkeit so eine Aufgabe gewesen, nach der die einzelne politische Persönlichkeit zu bewerten ist.

Der Professor stimmte auch zu, dass mit der Eigenstaatlichkeit nur *ein* imperialistisches Kolonialsystem, das der nationalen Kolonialimperien, zusammengebrochen sei und dass die nunmehr in der EWG/EU zusammengeschlossenen ehemaligen Kolonialmächte/Industriestaaten neue, kollektive Abhängigkeiten aufgebaut hätten. Schließlich sei jetzt, im historischen Rückblick alles – auch der politische Begriff »Neokolonialismus« – präziser zu erfassen als damals in der vor sich gehenden Befreiungsrevolution in Afrika. Diesen Hinweisen von Walter Markov konnte ich nur beipflichten, hatte er doch stets in seinen Reden und Schriften immer darauf verwiesen, bei der Übertragung europäischerer politischer Begriffe auf die Verhältnisse in Afrika Vorsicht zu beachten.

Wie immer, so auch in jenen Gesprächen, schöpfte Prof. Markov aus der Weltgeschichte Gelassenheit. Er habe sich zu Beginn der 1950er Jahre dem auf der Tagesordnung stehenden Hauptproblem, der Befreiung der Völker Afrikas vom Joch direkter Kolonialherrschaft und Rassenregimes, zugewandt und nach bestem Wissen das damals Mögliche an der Universität Leipzig veranlasst. Wenn heute die europäischen Kolonialimperien in Afrika zusammengebrochen sind, so könnte er – wie andere DDR-Historiker – mit Genugtuung konstatieren, sich für eine welthistorisch richtige Aufgabe engagiert zu haben. Was jedoch die Bewertung unserer Geschichtsschreibung betrifft, so hat Walter Markov bereits 1946 in der »Fuldaer Volkszeitung« »Vom Nutzen der Geschichte« zur »bürgerlichen Geschichtsauffassung und den auf Marx fußenden Materialismus« geschrieben: »Beide mögen ihre Chancen wahren. Es wird sich erweisen, wer die bessere

Arbeit leistet.«<sup>15</sup> So vermittelt mir Professor Markov weiter jene Zuversicht, mit der er mein ganzes wissenschaftliches Leben geprägt und begleitet hat,

selbst wenn meine Forschung nur das kleine afrikanische Land Togo betrifft.

**15** *Walter Markov: Kognak und Königsmörder. Berlin / Weimar 1979. S. 23.*



*Bild 5* – Der Emeritus: Walter und Irene Markov. Holzhausen,  
Mitte der 1970er Jahre.



HANS PIAZZA

## Randnotizen eines dankbaren Schülers

Ich hatte das Glück, Walter Markov als Universitätsprofessor, Universalhistoriker, Pionier der Leipziger Revolutionsforschung und Institutsdirektor sowie nicht zuletzt als disziplinierte, bescheidene und liebenswürdige Wissenschaftlerpersönlichkeit über Jahrzehnte erleben zu dürfen. Wenngleich der »Großen Revolution der Franzosen« sein Hauptaugenmerk galt und er auf diesem Forschungsfeld seine nachhaltigsten Spuren hinterlassen hat, faszinierte mich immer wieder die Breite und Tiefe seines Wissens, die Souveränität und Feingühligkeit seines Umgangs mit der Geschichte und seine Gabe, historische Probleme zu erkennen und beste Wege zu ihrer Lösung zu ergründen und zu beschreiben.

Er selbst ging dabei beispielhaft voran und spornete so seine Mitarbeiter an ihrem »Chef« nachzueifern. Am erfolgreichsten ist das unumstritten seinem Meisterschüler Manfred Kossok gelungen.

Die Spannweite der am Institut für Allgemeine Geschichte der Neuzeit behandelten Themenkomplexe kann nur exemplarisch benannt werden, wobei – wie auch aus meinen persönlichen Notizen hervorgeht – Walter Markov die maßgeblichen Impulse setzte. Das bezog sich z.B. in den sechziger Jahren auf solche Problemkreise wie

- den *Bonapartismus* in der kolonialen Revolution (»Klassenverhältnisse unreifer Natur fordern oftmals Ersatzlösungen, z.B. in Form des Bonapartismus oder Postbonapartismus«),
- die *Rolle des Militärs* in Asien, Afrika und Lateinamerika,
- das Verhältnis von *Jakobinismus* und »schwarzem« Jakobinismus bzw. Narodnitschestwo,
- Wege und Formen der *Staatenbildung* in Asien und Afrika.

Doch auch in die Gegenwart reichende Probleme waren Gegenstand heißer Debatten am Institut, so beispielsweise

- zum *Polyzentrismus*. So bemerkte Walter Markov am 16. Juni 1967: »Togliatti hat nie mit dem Polyzentrismus sympathisiert, aber diesen Trend nüchtern analysiert und dies muß weiter erforscht werden, denn es wurde dazu nie eine wissenschaftliche Diskussion mit Substanz geführt«,
- zu *Wegen zum Sozialismus*. Bei der Auswertung der Moskauer Beratung kommunistischer und Arbeiterparteien vom Juni 1969 in einer öffentlichen Parteigruppensitzung am Institut meinte W. Markov, »man müßte mal genau untersuchen a) was sind notwendige Unterschiede, deren Nichtrespektierung dem ganzen sozialistischen Weltsystem Schwierigkeiten bereiten würden, b) was sind Erscheinungen, die bei richtiger Politik nicht auftreten dürften, c) was sind Abweichungen von der Grundsubstanz des Sozialismus.«

Die diesbezüglichen Diskussionen auf Institutssitzungen und -kolloquia sowie im IZR verliefen stets in einer offenen, streitbaren Atmosphäre, die von Markovs »subjektiven Hang, lieber ein schönes Florettgefecht zu liefern, als mit dem Säbel plump einzuhaufen«<sup>1</sup> geprägt wurde. Sie waren zielorientiert angelegt, aus ihnen sollten wissenschaftliche Produkte hervorgehen.

Walter Markov stellte hohe Forderungen an seine Mitarbeiter und verfolgte aufmerksam deren Publikationen. So erhielt ich z.B. 1975 zu meinem Manuskript über den »II. Weltkrieg und die nationale Befreiungsbewegung« von ihm eines seiner berühmten Zettelchen folgenden Inhalts:

»Zwei wichtige Umstände werden von Ihnen nicht berührt. Vielleicht läßt man sie besser weg, aber man muß sie wenigstens wissen, weil sie für die Formulierung eine Rolle spielen.

1. Die bürgerl. antikolon. Politiker zogen durchaus in ihr Kalkül ein, daß die *eigene* Kolonialmacht ziemlich taub bleiben würde, daß aber eine ge-

<sup>1</sup> »Neues Deutschland« vom 06.08.1992.

wisse Unterstützung von der *Konkurrenz* durchaus real zu erhoffen sei. Das *war auch so* (England auf Kosten Frankreichs in Syrien/Libanon, USA auf Kosten Englands und Frankreichs).

2. Der 22-6-41 war natürlich auch ein Wendepunkt in der Haltung der Kolonialregierungen gegenüber den örtlichen KPs. In einigen Ländern versuchen sie »ihre« KP ( als die treueste Parteigängerin der antifasch. Koalition [jetzt: früher nicht]) geradezu gegen nationalistische Sabotage etc. aufzuwerten: ganz deutlich im Irak, im Sudan, in Indien 1942 (Cripps Mission etc.). Seit de Gaulle in Algerien sitzt, wird die KP praktisch Regierungspartei etc. (Sie »müssen« also nicht nur, sie »wollen« auch).«

Es ist mir ein Herzensbedürfnis, auf der heutigen Veranstaltung einige Worte zu einem Bereich zu sagen, der bislang kaum erwähnt wurde, wenn von Walter Markov und dem von ihm geführten Institut die Rede ist, von dessen Wirken aber sehr viel abhing.

Er selbst dankte auf dem Festakt anlässlich seiner Emeritierung am 4. Okt. 1974 im Festsaal des Alten Rathauses *expressis verbis* »dem Kollektiv der Mitarbeiter mit den Damen Elisabeth Klein und Erika Lindacher als ruhenden Polen in der Erscheinungen Flucht.« Letztere wurden vom »Chef« vielleicht noch stärker gefordert als seine wissenschaftlichen Mitarbeiter. Sie erledigten ihre vielfältigen Aufgaben hingebungsvoll und schirmten Walter Markov auch vor leidigen Besuchern ab. Walter Markov setzte sich bei Beantragung von Prämien gerade für die beiden Sekretärinnen immer wieder mit Erfolg ein.

Zum Abschluß eine ganz persönliche Reminiscenz, die mich bis heute berührt und bewegt. Nachfolgendes verdeutlicht m. E. für alle, die mit Walter Markov irgendwie zu tun hatten, dass er zwar in seiner Wissenschaft aufging und voll auf sie focusiert, also ein *Workaholic par excellence* war, sich ein erstaunlich klares Bild von seinen Mitarbeitern machte, ohne dies nach außen zu offenbaren.

Am 05. 09. 1977 schrieb er mir u. a.:

»Die Geschichte macht eben auch »Umwege«. Der Ihrige über das Prorektorat ist sicher nicht der schlechteste. Nur trennt Sie von der Rente noch ein ganzes

Stück, und es käme darauf an, was Sie sich für die Zwischenzeit vornehmen. Solange Sie da oben thronen, werden Sie kaum Muße für ein *opus magnum* finden. Warum aber nicht bis 1989?

herzlichst Ihr«

Und in einem Antwortbrief vom 14.10.1984 auf meine Geburtstagswünsche zum »75.« griff er diese Problematik erneut auf.

»Für Ihre guten Wünsche, deren Zielobjekt sie gut gebrauchen kann, herzlichen Dank zuvor.

Darüberhinaus schneiden Sie eine weniger anlaßgebundene Frage an. Ich sagte Ihnen schon vor sehr langer Zeit einmal, daß Sie eine Doppelbegabung hätten, was natürlich ein Vorzug ist, aber auch die Gefahr in sich bürgt, zwischen den Stühlen / in Ihrem Fall Wissenschaft und Politik / durchzurutschen. Das ist nun zwar bis zu einem gewissen Grade passiert (halb und halb von mir erwartet und daher nicht enttäuschend), die Antimperialistische Liga und was damit zusammenhing, Indonesien etc. blieb unerforscht, und Jochen Böhm und Dietmar Kellers Laufbahn haben Sie auch nicht eingeschlagen. Dafür fand sich ein drittes Feld der wissenschaftlichen Organisation und Leitung, auf dem sich alleingelassene Spinner leicht verlaufen, und wo Sie nun dennoch zum Segen des Ganzen wirken können. Richtig, ich hatte ursprünglich anderes mit Ihnen vor, doch Ende gut, alles gut ... Leid tut mir nur, daß es sich nicht bis zu mir durchspricht, ob Sie in Ihrem jetzigen Wirkungsbereich weitere Wortbildungen kreieren wie seiner Zeit, jene vom »Forstungsstuhl«.

Mit 1989 wird es wohl nun nichts mehr (für mich), doch habe ich ja stets propagiert, daß Geschichte keine Wissenschaft der ganzen Zahlen ist.«

Liebe Irene Markov

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, die Sie sich so um das Wirken und Werk Walter Markovs verdient gemacht haben, diese Originaldokumente zu übergeben.

Ich danke Ihnen und allen Anwesenden für Ihre Aufmerksamkeit.



*Bild 6* – Der Familienmensch: Walter Markov mit Ehefrau Irene und den Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln. Holzhausen, Anfang der 1980er Jahre.



HANS BACH

## Das Interdisziplinäre Zentrum für Vergleichende Revolutionsforschung (IZR) - eine neue Qualität in der vergleichenden Revolutionsforschung

Bericht über die Gründung des Interdisziplinären Zentrums für Vergleichende Revolutionsforschung (IZR) am 15. Dezember 1976 in Leipzig

An der feierlichen Gründungsveranstaltung im Senatssaal der Karl-Marx-Universität Leipzig nahmen Repräsentanten wissenschaftlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Institutionen der DDR sowie zahlreiche Gäste aus dem Ausland, darunter Wissenschaftler aus der UdSSR, der Volksrepublik Polen, der CSSR, der Ungarischen Volksrepublik und der Sozialistischen Republik Rumänien, teil.

In den programmatischen Ausführungen des Rektors der Karl-Marx-Universität Leipzig, Prof. Dr. sc. phil. Lothar Rathmann, wurden die Aufgaben des neugeschaffenen Zentrums umfassend formuliert.

1. Schöpferische Analyse grundlegender theoretischer Probleme der vergleichenden Revolutionsforschung. Darunter fallen solche Fragen wie die Veränderung des internationalen Kräfteverhältnisses im weltumfassenden revolutionären Umgestaltungsprozess der Gegenwart, die welt-historische Rolle der sozialistischen Staatengemeinschaft bei der Beschleunigung des welt-historischen Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus, die historische Bedeutung der jungen Nationalstaaten in diesem revolutionären Prozess und deren Typen, der friedliche und nichtfriedliche Weg beim Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus, Formen des Übergangs von einer Revolution zur anderen, z.B. der national-demokratischen zur sozialistischen Revolution, allgemeine Gesetzmäßigkeiten sowie nationale und regionale Spezifika von bürgerlichen, sozialistischen und national-demokratischen Revolutionen, die Frage der Umkehrbarkeit und Unumkehrbarkeit von Revolutionen, die Rolle der Volksmassen in ihnen, die Hegemoniefrage, die Strategie und Taktik der revolutionären wie auch konterrevolutionären Kräfte, Haltung verschie-
- dener Klassen und Schichten in den Revolutionen, Typologie der Revolutionen, das dialektische Wechselverhältnis von Nationalem und Internationalem usw.
2. Zielgerichtete Erschließung des reichen revolutionstheoretischen Erbes von Marx, Engels und Lenin im Hinblick auf die Grundfragen der Revolutionstheorie.
3. Zielstrebige Förderung der interdisziplinären Zusammenarbeit im Maßstab der gesamten Republik in Berücksichtigung dessen, dass die vielfältige Gesamtproblematik des globalen geschichtlichen Prozesses nur mit Hilfe weitestgehender Kooperation und exakter Koordinierung der verschiedenen in Frage kommenden Wissenschaftsgebiete erfasst werden kann.
4. Ständige weitere Intensivierung und Vertiefung der bereits bestehenden fruchtbaren Kooperation mit den wissenschaftlichen Institutionen der UdSSR und der anderen sozialistischen Bruderländer sowie fortschrittlichen Wissenschaftlern in der nichtsozialistischen Welt.
5. Organische Verbindung von Forschung: Lehre und kommunistischer Erziehung, der Theorie mit der gesellschaftlichen Praxis.

Das IZR wird vier Forschungsgruppen umfassen, die sich dem vergleichenden Studium

- a. bürgerlicher Revolutionen
- b. sozialistischer Revolutionen
- c. national-demokratischer Revolutionen und der nationalen Befreiungsbewegung sowie
- d. der Revolutionen und revolutionären Bewegungen in den imperialistischen Ländern widmen werden.

Als Ehrenvorsitzender des Zentrums wurde Prof. Dr. sc. Dr. h.c. Walter Markov berufen, der in seiner bewegenden Ansprache den dornenreichen Beginn der Revolutionsforschung an der Leipziger Universität im Jahre 1964 und deren nachfolgende schnelle Entwicklung Revue passieren ließ und auch sein künftiges Engagement bei der Realisierung der anvisierten Ziele bekräftigte. Zum Vorsitzenden des Zentrums wurde Prof. Dr. sc. Dr. h.c. Manfred Kosok ernannt, ein international anerkannter Spezialist auf dem Gebiet der vergleichenden Revolutionsforschung.

Das neugebildete Gremium kann sich in seinem künftigen Wirken auf die langjährige, von Walter

Markov, dem Nestor der vergleichenden Revolutionsforschung in der DDR, begründete Tradition stützen. Diese Tradition wurde besonders in dem bereits seit Jahren an der Karl-Marx-Universität durchgeführten republikoffenen und auch international renommierten Kolloquium zur vergleichenden Revolutionsgeschichte weiterentwickelt. Jetzt wurden neue, richtungsweisende Perspektiven eröffnet, die notwendigen Voraussetzungen für weitere Fortschritte auf diesem wichtigen Gebiet der wissenschaftlichen Theorie und der gesellschaftlichen Praxis geschaffen und neue, anspruchsvollere Maßstäbe gesetzt.

HANS BACH

## Erinnerungen an Walter Markov

Selten habe ich in meinem Leben so hochgebildete, mehrere Sprachen fließend sprechende, in vielen Problemen der Geschichte so profund bewanderte und zugleich so bescheidene Menschen getroffen, wie Prof. Walter Markov.

Von enormer Arbeitskraft, jede freie Minute nutzend, sich Notizen machend, Artikel für diverse Zeitschriften des In- und Auslands, wie auch für die von ihm so geschätzte »Weltbühne« schreibend, Bücher konzipierend, dabei liebevoller Ehegatte und Vater seiner fünf Kinder, die alle interessante Persönlichkeiten geworden sind – so bleibt er, an dessen Lehrstuhl ich das Glück hatte zu wirken, in meiner unauslöschlichen Erinnerung.

Schon seit frühester Kindheit sah er sich als Sohn eines slowenischen Vaters und einer deutschstämmigen Mutter, in Graz geboren, mit den Problemen eines multinationalen Staates, erst bis 1918 in der K.u.K.-Monarchie und ab 1918/19 in Laibach (Ljubljana) im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (ab 1929 Jugoslawien) mit der nationalen Frage, mit Problemen nationaler Unterdrückung und Diskriminierung konfrontiert.

Sein Interesse für die nationalen Fragen des Balkans, später für die linken Minderheiten in der großen Revolution der Franzosen seit 1789, besonders für Jacques Roux, seine Arbeiten zu Problemen Afrikas, wo er an verschiedenen Universitäten, so in Nsukka, Nigeria, lehrte, zeugen von einem Universalgeist, von denen es wenige gab und gibt.

In Leipzig und Köln während der Weimarer Zeit studierend, engagierte sich Walter Markov seit 1933 im antifaschistischen Kampf, trat 1934 in die KPD ein, wurde verraten und verbüßte von 1935 bis 1945 eine Zuchthausstrafe in Siegburg.

Nach der Befreiung vom Faschismus kam Walter Markov 1946 nach Leipzig, um dort Geschichtswissenschaft zu lehren. In Leipzig habilitiert, wurde er dort ordentlicher Professor. Als Leiter des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte an der Universität Leipzig bildete er eine ganze Reihe hervorragen-

gender Nachwuchswissenschaftler aus, wie Prof. Rathmann, Prof. Kossok, Prof. Büttner und andere.

Seine ablehnende Haltung zur stalinistischen Ächtung Jugoslawiens und Titos in der Kominform führte dazu, dass er 1951 aus der SED als Parteifeind und »Titoist« ausgeschlossen wurde. Seine antifaschistische Vergangenheit und sein großes internationales Ansehen bewirkten indes, dass er seinen Lehrstuhl behalten durfte, wozu auch einige klarsehende Leiter des Staatssekretariats für Hoch- und Fachschulwesen der DDR beitrugen, denen die sklavische Nachahmung der damaligen sowjetischen Jugoslawienpolitik zuwider war.

Hingebungsvoll von seiner Gattin Irene, geb. Bönninger, unterstützt, baute er sein Institut soweit aus, dass 1976 das Interdisziplinäre Zentrum für vergleichende Revolutionsforschung gegründet werden konnte, das bis zum Ende der DDR 1989/90 eine Reihe von wertvollen Beiträgen zur Geschichte Asiens, Afrikas und Lateinamerikas lieferte. Zusammen mit Manfred Kossok erarbeitete Markov eine Typologie bürgerlicher Revolutionen. Er unterschied erstens zwischen Revolutionen im Feudalismus für den Kapitalismus und zweitens Revolutionen im Kapitalismus für die Weiterentwicklung desselben im Sinne von mehr Demokratie und Emanzipation der Arbeiterklasse.

Unvergessen bleibt mir die gemeinsame Reise 1976 nach Mittelasien – zu zweit nach Usbekistan, Turkmenistan, Tadschikistan, Kirgisien und Kasachstan. Hier gab es kaum etwas, was Walter Markov nicht interessiert hätte.

Die nationale Lage und deren nicht gerade konfliktfreie Lösung durch die KPdSU konnte allerorts gefühlt werden. Die russische Dominanz spürte man allerorten, auch wenn viele nationale Kader, für die Russisch Pflicht war, ausgebildet wurden und in Führungspositionen gelangt waren. Eine typische »Kleinigkeit«: Es gab in allen Buchhandlungen Wörterbücher für die einzelnen Sprachen ins Russische. Aber russisch-turkmenische u. a. Wörterbücher aus

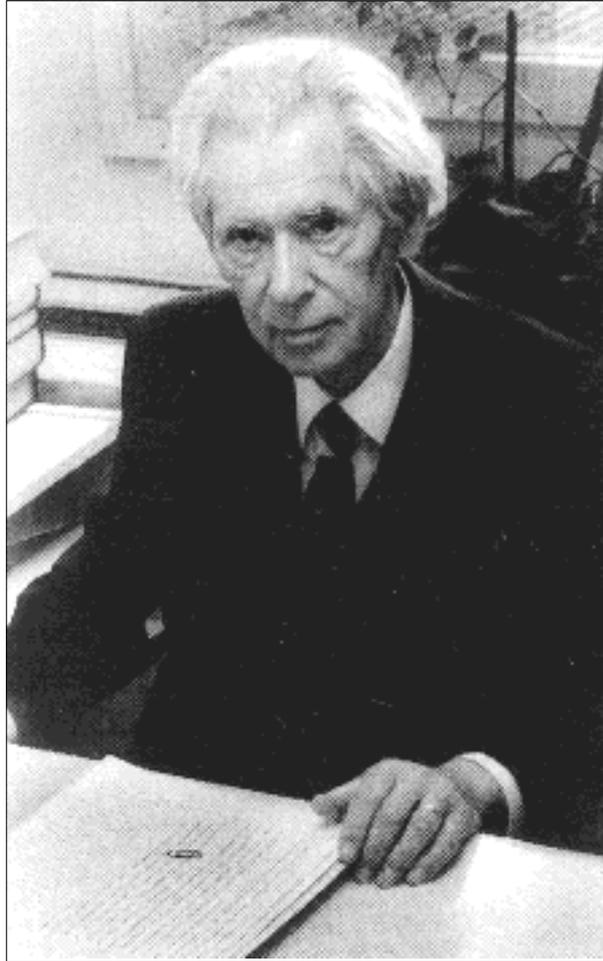
dem Russischen in die Nationalsprachen waren nirgends zu haben. Die Verkäuferinnen in den Läden, auch Studenten und Dozenten meinten, wozu Wörterbücher für die Übersetzung aus dem Russischen? Die Einheimischen sollen Russisch lernen, die Sprache Lenins und Puschkins, Lermontows, deren Denkmäler überall die öffentlichen Plätze zierten. Wir Russen brauchen diese Sprachen doch überhaupt nicht. Das gleiche Problem im Baltikum. Die Folgen waren seit 1991 verheerend und mündeten nach dem Zerfall der UdSSR in eine Diskriminierung der Russen.

Markov besuchte viele Denkmäler der Jahrtausendealten Kultur der mittelasiatischen Völker – in Samarkand, Taschkent, Buchara, Aschhabad (Aschgabat), Duschanbe, Bischkek und Almaty – unvergesslich!

Überwältigend der Emirpalast und die prächtigen Moscheen Bucharas, auch die dortige Synago-

ge, wo sich Markov über die Lage der bucharischen Juden informierte und viel Geld spendete, die Zitadelle von Samarkand, das dortige Grabmal des grausamen Eroberers Timur (Tamerlan), der sich 1405 zu Füßen seines Lehrers bescheiden begraben ließ. Die altehrwürdige hohe Kultur der mittelasiatischen Völker versetzte Markov immer wieder in Erstaunen, auch die faszinierende Kunstfertigkeit der Kupferschmiede und anderer Handwerker, die Schönheit und Farbenvielfalt der Frauengewänder, die erlesenen Speisen und vieles andere mehr. Es war eine unvergessliche Reise.

Seinen Ideen und Anschauungen, zuletzt als Mitglied der PDS, blieb Walter Markov immer treu. Er starb am 3. Juli 1993 in Summt, nördlich von Berlin. Über Hundert seiner Schüler, Freunde und Kollegen gaben ihm das letzte Geleit.



*Bild 7* – Der Wissenschaftler: Walter Markov.  
Mitte der 1980er Jahre.



SVEN HEITKAMP

## Zwischen Scylla und Charybdis. Walter Markov, ein DDR-Historiker zwischen Parteidoktrin und Profession

Mein Blick auf Walter Markov ist ein anderer als die Binnensicht der meisten Autoren dieses Bandes. Als die Mauer fiel war ich 21. Die DDR habe ich als gebürtiger Bremer – abgesehen von einem Wochenendbesuch in Leipzig 1988 – nicht von innen gekannt. Ich hatte nicht das Glück, Walter Markov persönlich zu erleben. Von seiner Existenz erfuhr ich erst nach meiner Übersiedlung nach Leipzig 1994. Doch im Rahmen meiner Magisterarbeit an der Universität Hamburg, die 2001 dankenswerter Weise mit dem Wissenschaftspreis der Rosa-Luxemburg-Stiftung ausgezeichnet wurde, habe ich mich ausführlich mit seinem Lebenslauf beschäftigt, Texte gelesen, Akten studiert, Weggenossen befragt. Diese Distanz macht mich freilich zu einem Betrachter der anderen Art.

Was mich an Walter Markov immer fasziniert hat, war seine kluge Art, sich als marxistischer Historiker im Apparat der von Parteidoktrin gelenkten Geschichtswissenschaft treu zu bleiben, für die Idee des Sozialismus einzustehen und für den freien Meinungs austausch offen zu bleiben. Schließlich kann sich ein Historiker selten apolitisch verhalten, sondern steht immer auch in Beziehung zu den gesellschaftlichen Entwicklungen und Rahmenbedingungen, die ihn umgeben.

Sein Dilemma hat Markov selbst in einem Interview mit Volker Külöw für das »Neue Deutschland« 1992 trefflich charakterisiert: »Man tat gut daran, sich jede Formulierung reiflich zu überlegen, um zwischen Scylla und Charybdis heil durchzusegeln, also Verlässliches mit Sachkunde zu offerieren und gleichzeitig die Obrigkeit nicht all zu sehr zu verprellen. Dazu gehörte eine gewisse angewandte Kunst des Schreibens, gekennzeichnet dadurch, daß man die eine Hälfte zu Papier brachte und die ande-

re dem Leser gewissermaßen als Denksportaufgabe übertrug.«<sup>1</sup>

Wie er zwischen Scylla und Charybis hindurchsegelte, will ich anhand einiger Beispiele aus seinem Werdegang vor allem in der frühen DDR-Zeit illustrieren, in der die Anfeindungen am größten waren. Was es dabei zu würdigen gilt ist, dass es Markov stets gelang, im Wandel der Zeitläufe gegen den Strom zu schwimmen, und dennoch den Kopf oben zu behalten, ja bewusst hin zu halten.

Die erste politische Prägung erlebte der aus einem liberalen Elternhaus stammende Jugendliche – der mehrfach zwischen österreichischen und jugoslawischen Schulen wechseln musste – in der »Balkanluft« seiner Heimat und durch die Kampfhandlungen und Vertreibungen des Ersten Weltkriegs. Diese Ereignisse hatten zu einer frühen Politisierung der Atmosphäre geführt. Das Studium in verschiedenen Städten Deutschlands zur Weimarer Zeit tat ein übriges.

Nach seinem Abitur 1927 machte sich Markov auf den Weg, um an der Universität in Leipzig seiner Begabung und wissenschaftlichen Neigung zur Historiographie nachzugehen. Dem damals 17-Jährigen fehlte allerdings das Einverständnis der Eltern, die ihn lieber an der Belgrader Verkehrshochschule als angehenden Bahnbeamten gesehen hätten.

Doch Markov ging schon damals seinen eigenen Weg, der ihn 1930 nach Berlin führte und für sein weiteres Leben prägen sollte: Er spezialisierte sich auf die osteuropäische Geschichte und traf auf den Althistoriker Arthur Rosenberg, der ihm erstmals dem Marxismus näherbrachte. Der Sozialist und kritische Marxist bot 1932 eines der ersten Seminare zum Historischen Materialismus an. Rosenberg vermittelte dem damals 23-jährigen Stu-

<sup>1</sup> Walter Markov: »Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen«. Interview im »Neuen Deutschland« vom 6. August 1992 zum 200. Jahrestag der Erstürmung der Tuilerien, geführt von Volker Külöw. S. 11.

denten das »theoretische Spiegelbild der äußersten Linken« und drückte ihm »als erster einen Schlüssel zur Marxschen Methode in die Hand«, wie sich Markov später erinnerte.<sup>2</sup> Der geschichtsphilosophische Fortschrittsgedanke vom gesetzmäßigen Ablauf der Gesellschaftsformationen galt Markov fortan als ein Grundprinzip geschichtlicher Entwicklung.

Nach ersten akademischen Wirrungen, die die Machtergreifung Hitlers ausgelöst hatten, promovierte der Student im Frühjahr 1934 bei dem liberalen Universalhistoriker Fritz Kern über sein Hauptthema »Serbien zwischen Österreich und Rußland 1897-1908«<sup>3</sup>, natürlich »Summa cum laude«. Im selben Jahr erfolgte sein Eintritt in die KPD – und es begann zugleich eine kurze, aber heftige Zeit des Widerstands gegen den Nationalsozialismus.

Als Mitbegründer einer kleinen kommunistischen Antifa-Gruppe an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn bemühte sich Markov, neue Oppositionelle zu gewinnen, Flugblätter zu erstellen und zu verteilen und die Zeitschrift »Sozialistische Republik« herauszubringen. Die Herangehensweise und die seiner Kommilitonen war aber freilich unerfahren: »Keiner von uns«, sagte Markov, »hatte »Verschwörer gelernt.«<sup>4</sup> Seine antifaschistische Universitätsgruppe flog auf, er selbst wurde im Februar 1935 verhaftet. Eine Botin war übergelaufen und hatte verschiedene Dokumente, darunter Exemplare der »Sozialistischen Republik«, an die Politische Polizei ausgehändigt. Er folgten zehn Jahre Haft in Siegburg.

Im zerstörten Nachkriegsdeutschland kehrte der Ex-Häftling zunächst hoffnungsfroh und voller Tatendrang an seine letzte akademische Station Bonn zurück. Doch dem KPD-Mitglied sollten die Tore der dortigen Universität verschlossen bleiben. »Die gelieferte Begründung zeichnete sich durch Hieb- und Stichfestigkeit aus«, notierte Markov ironisch: Die Talare hätten es immer noch als »shocking!« empfunden, daß er zur Versendung »hochverräterischer Schriften« Briefumschläge und Portokasse der Uni-

versität verwendet hätte. »Wie abscheulich – 1935«. Anzunehmen ist wohl eher, dass die Universität einen aktiven Kommunisten nicht in ihre Reihen aufnehmen wollte.

Spätestens in dieser Phase Ende 1945 / Anfang 1946 – als das Verbleiben in Bonn für Walter Markov ziemlich aussichtslos erschien – reifte bei dem nunmehr 37-Jährigen die Idee heran, in die Sowjetische Besatzungszone überzusiedeln. Er hoffte dort auf einen »tätigen Einsatz für eine lebenswerte Aufgabe«. Schon beim ersten großen Nachkriegs-Historikertreffen im Mai 1946 in Berlin packte er die Gelegenheit beim Schopf und machte mit seinen Wortbeiträgen so großen Eindruck, dass er umgehend die Einladung erhielt, sich in Leipzig zu habilitieren. Ein wichtiger Etappensieg war geschafft.

Während Heerscharen von Menschen aus der SBZ in den Westen flohen, siedelte Markov noch 1946 von Bonn nach Leipzig über und hoffte auf den Aufbau des Sozialismus, von dem er in der Verschwiegenheit seiner Siegburger Zelle jahrelang geträumt hatte. »Daß dabei »Reibungsverluste« einzukalkulieren waren«, so Markov, »übersah ich nicht. So kindlich, das Ideal mit der Wirklichkeit zu verwechseln und an rote Paradiese statt Parameter zu glauben, war ich nie gewesen.«<sup>5</sup> Der vor Energie platzende Markov habilitierte sich 1947 mit seiner binnen vier Monaten verfassten, 200-seitigen Arbeit über die »Grundzüge der Balkandiplomatie«.<sup>6</sup>

Die offizielle Lehrmeinung hatte sich jetzt bereits den Kampf gegen die »reaktionären« westdeutschen Kollegen auf die Fahnen geschrieben. »Jede Dissertation muß ein Schlag gegen die reaktionäre Geschichtsauffassung sein«, sagte Rolf Dlubek von der Abteilung Wissenschaft und Propaganda beim ZK der SED vor der Parteigruppe der Historischen Institute an der Karl-Marx-Universität. Und ein Genosse pflichtete ihm eifertig bei, »daß der Marxismus-Leninismus die höchste Wissenschaft« sei und »alle anderen Anschauungen unwissenschaftlich sind.« Ein Zurückweichen vor der Parteilichkeit bewei-

<sup>2</sup> Walter Markov: *Zwiesprache mit dem Jahrhundert*, dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin / Weimar 1989. Universitätsarchiv Leipzig. S. 33f. <sup>3</sup> Walter Markov: *Serbien zwischen Österreich und Rußland 1897–1908*. Stuttgart 1934. <sup>4</sup> Walter Markov: *Zwiesprache mit dem Jahrhundert*. S. 62. <sup>5</sup> *Aus den persönlichen Erinnerungen*. Heft 24 (»Omnia mea, oder wie man auch Professor wird«). S. 1. <sup>6</sup> Fritz Klein / Irene Markov (Hrsg.): *Markov, Walter: Grundzüge der Balkandiplomatie*. Leipzig 1999.

se nur, daß viele Genossen noch ein ungenügendes Klassenbewußtsein hätten.«<sup>7</sup>

Doch Markov hielt wenig von dieser Eindimensionalität und sprach auch der bürgerlichen Geschichtskonzeption ihre Daseinsberechtigung nicht generell ab. Vielmehr blieb der junge Wissenschaftler seinen Anschauungen treu und setzte sich für einen konkurrenzartigen Fortbestand beider Geschichtsauffassungen ein. Er schrieb: »Zu fordern ist für alle deutschen Universitäten der freie Wettstreit beider Theorien, die Verpflichtung, sich mit ihnen bekannt zu machen.«<sup>8</sup> Sein Konzept sah eine zum bürgerlichen Historismus alternative Geschichtswissenschaft in Deutschland vor, sein Interesse galt der gegenseitigen Wissensvermittlung. Bei aller Überzeugung vom historischen Materialismus als wissenschaftlichem Fundament seiner Forschungen wehrte er sich doch gegen den »Zitierismus« und »Schallplatten-Marxismus« offizieller Lesart<sup>9</sup>: Er warnte 1946: »Wenn wir Geschichte künstlich konstruieren, dem Vorurteil zuliebe den Strom des Mannigfaltigen auf einen vorgeschriebenen Nenner bringen und unterschlagen, was dorthin nicht paßt, dann zeugen wir ein schwächliches Gespenst.«<sup>10</sup>

Nicht ohne eine gewisse Dramatik verlief nach seiner Habilitation die weitere Berufung, da sich die Karl-Marx-Universität zunächst schwer tat, Markov aufzunehmen. Der frisch gebackene Ehemann erwies sich nun als kühl kalkulierenden Stratege und nahm zunächst seinen ersten Ruf als Professor mit vollem Lehrauftrag an die Universität Halle/Wittenberg an – doch dies nicht zuletzt, um Druck auf die Verantwortlichen für eine eigentlich angestrebte Berufung in Leipzig auszuüben. Der Plan ging auf, im Januar 1948 ernannte ihn Sachsens Landesregierung zumindest zum außerordentlichen Profes-

sor mit vollem Lehrauftrag für mittlere und neuere Geschichte vornehmlich Osteuropas an der Philosophischen Fakultät. Dennoch gab der Neue noch immer vor, sich mit Abwanderungsgedanken zu tragen, – bis man ihn endlich Anfang 1949 zum Professor für neuere Geschichte berief. Markov wurde Direktor des traditionsreichen, von Lamprecht begründeten und von ihm so begehrten Instituts für Kultur- und Universalgeschichte. Ein Meilenstein für ihn persönlich – und wohl auch für Markovs Schüler, denn seine Lehrveranstaltungen erfreuten sich großen Zulaufs. Der spätere Universitätsrektor Lothar Rathmann notierte einmal: »Wie waren wir fasziniert, wenn er uns mit der ihm eigenen leisen Stimme – auf Marx fußend – völlig neue weltgeschichtliche Zusammenhänge eröffnete.«<sup>11</sup>

Wie kaum ein zweiter kommunistischer Wissenschaftler im Osten Deutschland insistierte Markov auch in dieser Zeit auf der kreativen Konkurrenz der wissenschaftlichen Konzepte, um sich der Gefahr der Abkapselung durch den parteilichen Absolutheitsanspruch zu widersetzen. In seinem Artikel »Vom Nutzen der Historie« in der »Fuldaer Volkszeitung« hatte er postuliert, dass »unsere unfertige Gesellschaftsordnung (...) kein fertiges Geschichtsbild haben« könne und sowohl »die vom Liberalismus herkommende bürgerliche Geschichtsauffassung« als auch »der auf Marx fußende historische Materialismus« ihre Chance haben sollten: »Es wird sich erweisen, wer die bessere Arbeit leistet.«<sup>12</sup> Zwar kritisierte das SED-Mitglied einerseits die bürgerliche Forschung und setzte sich heftig mit jenen konservativen, national gesinnten Historikern auseinander, die aus seiner Sicht noch dem 19. Jahrhundert geistig verbunden waren. Doch andererseits forderete er zugleich, »den freien Wettstreit beider Theo-

**7** Rolf Dlubek von der Abteilung Wissenschaft und Propaganda, Sektor Geschichte, beim ZK der SED vor der Parteigruppe der Fachschaft Historische Institute der Karl-Marx-Universität am 23./24.3. 1955. Protokollzitat. Staatsarchiv Leipzig (StaL). SED. IV/7.127/1; StaL. SED. IV/7.127/3; siehe z.B. auch die Entschließung der 7. Tagung des Zentralkomitees der SED vom 20. Oktober 1951 über »Die wichtigsten ideologischen Aufgaben der Partei«. In: *Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands*. Bd. III. Berlin 1952. S. 570–601. **8** Walter Markov: *Historia docet?* In: *Forum. Zeitschrift für das geistige Leben an den deutschen Hochschulen*. 1. Jg., H. 4. Berlin / Leipzig 1947. S. 8f. **9** Walter Markov: *Zwiesprache mit dem Jahrhundert*. S. 175. **10** Walter Markov: *Vom Nutzen der Historie*. In: »Fuldaer Volkszeitung« vom 24. September 1946. **11** Lothar Rathmann: *Walter Markov und die farbigen Kontinente*. Persönliche Reminiszenzen. In: Manfred Neuhaus / Helmut Seidel: »Wenn jemand bewußt seinen Kopf hielt ...«. *Beiträge zu Werk und Wirken Walter Markovs*. Leipzig 1995. S. 183. **12** Walter Markov: *Vom Nutzen der Historie*. S. 23.

rien, die Verpflichtung, sich mit ihnen bekannt zu machen.«<sup>15</sup> Ein Appell zu strenger Professionalität in der Wissenschaft.

Doch ein neuer Schock sollte nicht lange auf sich warten lassen. Im Zuge der schwelenden Jugoslawienkrise und der groß angelegten Parteisäuberungen verhängte die SED ihre härteste Parteistrafe gegen Markov: Sie schloss ihr langjähriges Mitglied, den einstigen politischen Häftling und angesehenen Wissenschaftler im Januar 1951 aus ihren Reihen aus – ein Einschnitt, der Markovs Wirken und Leben gravierend verändern sollte. Den Anlass für den überraschenden Schnitt bot eine allgemeine Parteiüberprüfung im Herbst 1950. Die »Leipziger Volkszeitung« veröffentlichte dazu am 17. Januar 1951 einen Artikel, in dem gegen den plötzlichen »Staatsfeind« Markov massive Vorwürfe etwa wegen »Titoismus« erhoben wurden.<sup>14</sup> So hieß es unter der Überschrift: »Die ersten Erfahrungen bei der Überprüfung der Mitglieder und Kandidaten der Kreisorganisation Leipzig«: »Es ergab sich, daß er Verbindungen zu westdeutschen Reaktionären hat und darüber hinaus enge persönliche Verbindungen zu Offizieren der anglo-amerikanischen Besatzung hatte. Die Kommission ist der Meinung, daß seine Anschauungen »titoistisch« sind. So steht er auf dem Standpunkt, daß der Imperialismus heute nur ein »Westentaschen-Imperialismus« ist. Damit verniedlicht er den räuberischen, aggressiven Charakter des anglo-amerikanischen Imperialismus und versucht, die Probleme des Klassenkampfes zu verwischen. Er sagte: »Ich gehöre auch zu den Leuten, die den Klassenkampf nicht übermäßig schätzen.«

Gott sei Dank konnte eine denkbare Entlassung aus dem Hochschuldienst an höherer Stelle noch abgewendet werden.<sup>15</sup> Der Allmachtsanspruch der Partei hatte noch nicht die gesamte Gesellschaft durchdrungen und es gab an der Universität viele Gelehrte, die – so wie Markov nun auch – keine Mitglieder der SED waren. Markov erhielt trotzdem umgehend Angebote aus dem Westen Deutschlands,

darunter vom Max-Planck-Institut in Göttingen, die er jedoch mit einem bemerkenswerten Argument ausschlug: »Ich gehöre nicht zu jenen, die auf den ersten Schreckschuß hin das Weite suchen. Warum soll ich (...) vor dem alten Onkel WU davonlaufen?«<sup>16</sup> Dahinter verbarg sich auch seine grundsätzliche Überzeugung, dass nach wie vor in der DDR die Chance auf eine alternative, sozialistische Gesellschaft und eine ihr gemäße Geschichtswissenschaft bestand.

Allerdings entschloss sich Markov nun zwangsläufig, sich mit den Vorgaben der neuen Machthaber zu arrangieren, um nicht erneut von der Wissenschaft Abschied nehmen zu müssen und um Verantwortung als Ehemann und Vater zu übernehmen: »Ich hatte Familie, Kinder und sagte mir: Nun hast Du schon zehn Jahre im Knast verloren, und jetzt geht der Ärger auf neue Weise los!«<sup>17</sup> Dass er damals in Leipzig blieb und nicht in den Westen ging, hat seine Autorität in den Augen unabhängiger Zeitzeugen dabei nur noch gestärkt. In seinen Ämtern wurde Markov im September 1951 wieder bestätigt.

Dennoch blieb der Parteiausschluss nicht ohne gravierende Folgen für seine wissenschaftliche Arbeit. In den Parteigruppen wurde immer wieder scharf über Markov diskutiert, und manche Genossen bemühten sich, ihn doch noch von der Universität zu entfernen. In dieser aufgeheizten Zeit konnte er im Grunde machen, was er wollte – es war immer das Falsche. Undogmatische Positionen ließen ihn ebenso suspekt erscheinen, wie Äußerungen, die genau auf Parteilinie lagen: Sie wurden schlicht als listenreiche »Finte« abgetan.

Trotz aller Observationen durch die Parteimitglieder erlebte Markovs wissenschaftliches Wirken in den fünfziger Jahren einen beachtlichen Aufschwung, besonders auf dem Gebiet des Forschungsauftrages zur Kolonialgeschichte. Es erschienen etliche Aufsätze, Besprechungen, Abschnitte für Lehrbücher und Lexika und weitere Arbeiten. Die Verschiedenartigkeit seiner Themen, deren inhalt-

<sup>15</sup> Walter Markov: *Historia docet?* S. 8f. <sup>14</sup> »Leipziger Volkszeitung« vom 17. Januar 1951. S. 3. <sup>15</sup> Dies berichtete Irene Markov, zitiert bei *Didczuneit: Walter Markov und die SED-Bezirksleitung*. S. 45, sowie Hans Mayer, S. 191. <sup>16</sup> Walter Markov: *Zwiesprache mit dem Jahrhundert*. S. 199. (Gemeint war Walter Ulbricht.) <sup>17</sup> *Ebenda*.

liche Breite die vergangenen Jahrhunderte überspannte, dokumentiert Markovs überblicksartiges welthistorisches Wissen.

Prägend war ferner sein engagiertes Arbeiten für den akademischen Nachwuchs. So betreute Markov zwischen 1946 und 1960 insgesamt 37 Promotionen – und damit mehr als ein Drittel der insgesamt 93 Dissertationen, die an den Historischen Instituten in Leipzig verfasst wurden. Ralph Jessen, der die Traditionslinien von DDR-Professoren quantifiziert hat, rechnete nach: »Die wissenschaftliche Karriere fast der gesamten Schülergeneration ist mit der Person Walter Markovs verbunden, der bei fünf der sechs Hausberufenen zu den Promotionsgutachtern gehörte und bei zwei Habilitationsverfahren als Gutachter mitwirkte.«<sup>18</sup> Markov konnte auf diese Weise ein weitverzweigtes Netz von persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen knüpfen, die dem Parteilosen im Zweifel von Nutzen waren. Gerade im Rahmen des Forschungsauftrages zur Kolonialgeschichte scharte er einen Kreis von Schülern um sich, die bald schon aus dem Schatten des Meisters heraustraten – wie beispielsweise Manfred Kossok, der sich in der lateinamerikanischen Geschichte einen hervorragenden Namen machte.

Während sich Markov intensiv um die Dissertationen und Assistenten kümmerte, war er sich selbst zunächst jedoch unsicher, in welche Richtung er seine Forschungsarbeit weitertreiben sollte. Nach dem Vorwurf des »Titoismus« sah er sich gezwungen, sein Hauptthema Osteuropa aus politischen Gründen zu wechseln. Wie sollte er sich glaubwürdig mit den sozialistischen Bruderstaaten im Osten und besonders Jugoslawiens beschäftigen, ohne dass man Deutungen von ihm forderte, die er nicht mittragen

konnte? Also suchte er nach einem Forschungsgebiet, das »sowohl gesellschaftspolitisch als auch methodologisch nutzbringend angeboten werden« konnte und überdies »schwach aufgehellte Gebiete« aufwies.

Da er es vermeiden wollte, »in weitere Pfützen zu tappen« konzentrierte er sich schließlich auf seine alte Neigung, die Französische Revolution. Es war ein Gebiet, zu dem sich zwar Marx, Engels und Lenin ausführlich geäußert hatten, die SED jedoch kaum. Das Thema verhiß – wie schon in der Kolonialismusforschung – ein Ausbrechen aus dem Korsett der Partei- und Staatsinteressen. Markov konnte auf die Öffnung neuer Freiräume und den Zugang zur internationalen Ökumene der Historiker ohne größere Einflußnahme der SED hoffen. Bald konzentrierte er sich auf die Rolle des »Vierten Standes«, der »Volksmassen«. Schon 1955 erschien seine als Prinzipienklärung gemeinte Analyse »Grenzen des Jakobinerstaates« in der von Hans Mayer und Werner Krauss herausgegebenen Sammlung »Grundpositionen der französischen Aufklärung«.<sup>19</sup>

Bald erkannte Markov »Freiflächen für die Forschung« in der Figur des linken Priesters Jacques Roux: Der »radikale Vikar« hatte es Markov besonders angetan und bestimmte in den nächsten Jahren seine Forschungen: Zwischen 1966 und 1970 erschien sein Opus Magnum, die vierbändige Roux-Biographie.<sup>20</sup> Seine strategische Entscheidung, wenn zunächst auch aus der Not geboren, sollte sich nun als Glücksgriff erweisen. Mit seinen Forschungen zur Linken in der Französischen Revolution begründete er zu einem nicht unerheblichen Teil sein nationales und internationales Renommee besonders in der westlichen und ostdeutschen Historio-

**18** Ralph Jessen: *Professoren im Sozialismus. Aspekte des Strukturwandels der Hochschullehrerschaft in der Ulbricht-Ära*. In: Helmut Kaelbe / Jürgen Kocka / Hartmut Zwahr (Hrsg.): *Sozialgeschichte der DDR*. Stuttgart 1994. S. 217-253. **19** Hans Mayer / Werner Krauss (Hrsg.): *Grundpositionen der französischen Aufklärung. Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft*. Berlin 1955. S. 211-242. Diese wurde von Kossok als Markovs vielleicht beste Arbeit bezeichnet. **20** Walter Markov: *Jacques Roux oder Vom Elend der Biographie*, Berlin 1966. *Die Freiheiten des Priesters Roux*. Berlin 1967. *Jacques Roux. Scripta et acta*. Berlin 1969. *Exkurse zu Jacques Roux*. Berlin 1970.

graphie, wovon auch die Leipziger Universität profitierte.<sup>21</sup>

Die Entspannung in der Jugoslawien-Krise und der Abschluss der sozialistischen Umgestaltung der Hochschulen, der Markov nicht widersprochen hatte, führten ab 1956/1957 zu einer behutsamen Annäherung mit der Partei. Sogar über einen Wiedereintritt in die SED wurde gesprochen. Ein Protokoll über ein solches Gespräch vermerkt: »Er war im Gesamten gesehen nicht abgeneigt, die Frage seiner Wiederaufnahme in die Partei noch einmal durchzusprechen, wobei er nur betonte, daß, bevor er wieder Mitglied der Partei werden könne, die Grundfragen geregelt sein müßten. Er betonte, daß er von Haus aus kein Politiker sei und dass die Partei erwägen sollte, wo die effektiven größeren Vorteile lägen: Wenn er auf Konferenzen und Auslandsreisen positiv für die Partei spricht ohne ihr Mitglied zu sein oder wenn er Mitglied der Partei würde. Er betonte scherzhaft, daß als Voraussetzung gegeben sein müßte, daß man ihn nicht immer für das Gute wie für das Falsche Titos verantwortlich machen könne.«<sup>22</sup> Als 1959 erneut das Angebot erging, wieder in die SED einzutreten, lehnte er jedoch mit der ihm eigenen humorvollen Art der Begründung ab: Er fühle »sich dazu noch nicht reif genug«.<sup>23</sup> Vor allem verlangte er einen öffentlichen Widerruf<sup>24</sup>, den die SED jedoch unbedingt vermeiden wollte.

Die Strategie erwies sich erneut als geschickter Schachzug: Markov konnte der DDR als parteiloser Fürsprecher dienlich sein, und seine Handlungsspielräume vergrößern, weil eine erneute Parteimitgliedschaft auch mit neuen Pflichten, Kontrollen

und Einschränkungen verbunden gewesen wäre. Und er hatte damit Erfolg: 1959 wurde er zum Vizepräsidenten des Nationalkomitees der Historiker der DDR gewählt. Er erhielt den Vaterländischen Verdienstorden in Silber, die Philosophische Fakultät bestimmte ihn 1960/61 zum Prodekan. Von 1960 bis 1966 wurde er Leiter des Forschungszentrums zur Geschichte Asiens, Afrikas und Lateinamerikas. Er wurde Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften der DDR und 1964 Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. Er repräsentierte die DDR auf zahllosen wissenschaftlichen Konferenzen im Ausland, lehrte 1970/1971 als Gastprofessor an der Universität in Santiago de Chile und wurde mit Auszeichnungen wie dem Nationalpreis und dem Vaterländischen Verdienstorden geehrt. Die Leipziger Universität machte ihn später zum Ehrensator, die Akademie der Wissenschaften der DDR ehrte ihn mit dem Friedrich-Engels-Preis.

Bei alledem blieb Markov trotzdem bis zur Wende parteilos. Erst die PDS rehabilitierte ihn 1990, und er trat in ihre Reihen ein, um die SED-Nachfolgepartei nicht allein zu lassen, wie er im März 1990 schrieb: »Da man Gysi nicht im Dreck stecken lassen kann, habe ich die ›Entschuldigung‹ der Partei akzeptiert und gehöre ihr (wenngleich mehr symbolisch) an, um denen zu helfen, die ein Viertes Reich nicht mögen.«<sup>25</sup>

Der Historiker und Autor Ilko-Sascha Kowalczuk hat der ostdeutschen Historiographie vorgeworfen, sie sei lediglich ein Produkt der SED-Herrschaft gewesen und habe ausschließlich ergebnisorientierte

**21** Spätere Würdigungen zu Jubiläen und Nachrufe hoben insbesondere seine Forschungen zu Roux und 1789 hervor. Zum Beispiel: *Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften: Eine Jury für Jacques Roux. Dem Wirken Walter Markovs gewidmet.* 1/G. Berlin 1981 (zum 70. Geburtstag); *Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften: 1789 und der Revolutionszyklus des 19. Jahrhunderts.* 3/G. Berlin 1986 (zum 75. Geburtstag); *Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften: Jakobinismus und Volksbewegung zur Zeit der Französischen Revolution.* 8/G. Berlin 1990 (zum 80. Geburtstag); Wolfgang Küttler / Walter Schmidt: *Walter Markov (5.10.1909-3.7.1993).* In: *Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Jahrbuch 1993-1994.* S. 377-380; Matthias Middell: *Walter Markov (1909-1993).* In: *Comparativ.* Leipzig 1993. H. 4. S. 9-14. **22** StaL. SED. IV 2/9/02/524. Bl. 54. **23** *Walter Grab: Walter Markovs Weg und Werk.* In: *Manfred Neuhaus / Helmut Seidel: »Wenn jemand bewußt seinen Kopf hinhielt ...«.* S. 18. **24** *Informationen von Irene und Walter Markov bei Didezuneit: Walter Markov und die SED-Bezirksleitung.* S. 47. **25** *Walter Grab: Walter Markovs Weg und Werk.* S. 20.

Vorgaben umzusetzen gehabt – eigens zum Zweck ihrer Legitimierung.<sup>26</sup> Diese Auffassung differenziert jedoch nicht ausreichend die Realitäten und wird besonders der Leistung Markovs und einiger seiner Kollegen nicht gerecht. Der parteilose Leipziger Historiker bemühte sich – den marxistischen Klassikern treu verbunden – sich von niemanden vereinnahmen zu lassen, besonders nicht vom Alleinvertretungsanspruch der SED-Meinungsführer und ihren wechselhaften Vorgaben. So wagte der Nationalpreisträger auf einer Konferenz zum Thema »Partei und Wissenschaft« an der Sektion Geschichte der KMU klare Worte: »Ein schematisches Einpauken von Regeln und Doktrinen verleitet gar leicht dazu, das Geschichtsbild erstarren zu lassen und zu übersehen, daß die wirkliche, die wirkende Geschichte zu allen Zeiten eine gebrochene Linie dargestellt hat, zu allen Zeiten, wie Lenin hervorhob, auf dialektischem Zickzackkurs sich bewegte und Schablonendenken damit niemals zu Rande gekommen ist, auch unter solchen nicht, die sich vorzeitig als perfekte Marxisten deklarierten.«<sup>27</sup>

So bleibt Markov in der Historiographie der DDR ein besonderer Platz vorbehalten. Unabhängig von Partei-Vorgaben im gelenkten Wissenschaftsapparat ist er seinen eigenen Weg gegangen und hat in der Revolutionsforschung neue Schulen entwickelt. Sein nach Karl Lamprecht entwickeltes, absolutes Verhältnis zur Historiographie, wonach Geschichte entweder total oder keine Geschichte sei, bewahrte ihn davor, zu jenen getreuen Akademikern zu gehören, die jeden Kurswechsel der SED mittrugen. Vielmehr prägte seine kosmopolitische Offenheit für die kreative Konkurrenz wissenschaftlicher Methoden und für den internationalen Austausch seinen Erkenntnisdrang. Dass sich der Ordinarius im engen staatspolitischen Korsett Freiräume suchte und mit beharrlicher, kontinuierlicher Arbeit ein internationales Renommee erwarb, macht das Bemerkenswerte seiner Biographie aus.

Sein Beispiel verdeutlicht, dass ein Urteil über die DDR-Geschichtswissenschaft eben nicht pauschal gefällt werden darf.

**26** Ilko-Sascha Kowalczyk: *Legitimation eines neuen Staates. Parteiarbeiter an der historischen Front. Geschichtswissenschaft in der SBZ/DDR 1945 bis 1961*. Berlin 1997. **27** Walter Markov: *Der Zickzackkurs der Geschichte und untaugliche Denkschemata*. In: *Universitätszeitung (UZ)*. 10. Jg. Leipzig. Nr. 18 (1966). S. 4.





*Bild 8* – Spuren: Walter Markov wohnte bis 1992 in Holzhausen.



VOLKER KÜLOW

## Walter Markov und die Gründung der Rosa-Luxemburg-Stiftung

Es war keinesfalls ein Aprilscherz, als das Hamburger Magazin DER SPIEGEL in seiner Ausgabe vom 1. April 1991 auf Seite 17 vermeldete, dass sich in Leipzig kurz zuvor ein PDS-unabhängiger Förderverein mit dem Ziel gebildet habe, eine Rosa-Luxemburg-Stiftung zu gründen.<sup>1</sup> Diese Information hatte der aufmerksame SPIEGEL-Redakteur offenkundig einem Artikel von Holger Becker aus dem »Neuen Deutschland« entnommen, der wenige Tage zuvor über die Gründung des Vereins unter der polemischen Überschrift »Leipzig? – Warum denn nicht?« einen informativen Artikel verfasst hatte.<sup>2</sup> Im ND-Beitrag wurde auch die prominente Rolle Walter Markovs erwähnt, der es sich nicht hatte nehmen lassen, am Samstag, den 23. März 1991, im Leipziger Vereinshaus in der Seeburgstraße 5-7 die 107 Anwesenden zur Vereinsgründung persönlich zu begrüßen und auf eine spannende Podiumsdiskussion zu den 27 Thesen Helmut Seidels »Prinzip Hoffnung am Ende?« einzustimmen. Mit dieser kleinen Eröffnungsrede, die einer der letzten öffentlichen Auftritte des 81jährigen Nestors der DDR-Geschichtswissenschaft werden sollte, krönte Markov sein Engagement für die künftige Rosa-Luxemburg-Stiftung, das im Herbst 1990 begonnen hatte.

Zu diesem Zeitpunkt standen die Aktien für das ehrgeizige Vorhaben allerdings keinesfalls gut. Nicht nur das prominenteste sächsische PDS-Mitglied machte sich wenige Wochen nach dem Ende der DDR am 2. Oktober 1990 ernsthafte Sorgen um den kritischen Zustand der Partei, der er im Frühjahr nach der längst fälligen Rehabilitierung beigetreten war. Ein handfester Finanzskandal erschütterte die PDS in ihren Grundfesten, das »Neue Deutschland« war durch Zwangsverwaltung existenzgefährdet; zu diesem Zeitpunkt an eine künftige parteinahe Stiftung zu denken, schien vermes-

sen, ja geradezu verwegen. Auch bei Walter Markov war die Zuversicht in die Überlebensfähigkeit der sozialistischen Bewegung zu diesem Zeitpunkt keinesfalls ungebrochen, wie im kleinen Kreis immer wieder zu spüren war. Gemäß seiner Lebensmaxime »Nicht verzagen, sich etwas einfallen lassen!«<sup>3</sup> gewannen aber Optimismus und Kampfesmut letztendlich wieder die Oberhand.

Trotz diverser politischer Hiobsbotschaften, zu der sich existenzielle persönliche Sorgen gesellten – die Vertreibung aus dem jahrzehntelangen Domizil in Holzhausen rückte bedrohlich näher – kreisten Markovs Gedanken in dieser Zeit verstärkt um das aus dem akademischen Betrieb zunehmend ausgegrenzte linksintellektuelle Potential. Im Spätherbst 1990 war der von unten begonnene und unbestritten notwendige demokratische Erneuerungsprozess an der Noch-Karl-Marx-Universität Leipzig in die politisch von oben verordnete rigorose Abwicklung ganzer Sektionen umgeschlagen, der hunderte Wissenschaftler beruflich zum Opfer fielen. Dieses geistige Reservoir zumindest partiell zu erhalten und neu zu vernetzen, war für den erfahrenen Wissenschaftsorganisator Walter Markov ein wesentliches Motiv, sich beim Aufbau der künftigen Stiftung zu engagieren.

Ein erster Lichtblick und die zentrale politische und juristische Voraussetzung schlechthin für die Gründung einer linken Landesstiftung war der nach den Landtagswahlen vom 14. Oktober 1990 mit 10,2 Prozent und 17 Mandaten erfolgte Einzug der Linken Liste/PDS in den Sächsischen Landtag. Als zu diesem Zeitpunkt ehrenamtlicher stellvertretender PDS-Landesvorsitzender und Historiker an der Leipziger Universität wurde mir »parteiseitig« die ehrenvolle Aufgabe übertragen, diese günstigen Voraussetzungen umgehend zu nutzen und die Gründung einer

<sup>1</sup> Name gesucht. In: DER SPIEGEL Nr. 14 vom 1. April 1991, S. 17. <sup>2</sup> Leipzig? – Warum denn nicht? In: »Neues Deutschland« vom 27. März, S. 2. <sup>3</sup> Siehe das letzte Interview mit Walter Markov in Holger Becker / Volker Külow: Zeugen der Zeitgeschichte. Berlin 1994, S. 131ff.

parteinahen Stiftung personell, strukturell und inhaltlich voranzutreiben. Ausgerüstet mit diversen Ratschlägen und der wohlwollenden Unterstützung meines akademischen Lehrers Manfred Neuhaus gelang es, neben Gustav Seeber und Helmut Seidel auch Walter Markov als prominenten Akteur zu gewinnen. Zu diesen Gründungsvätern der späteren Rosa-Luxemburg-Stiftung gesellte sich mittelbar auch Klaus Bartl, der in seiner Doppelfunktion als PDS-Landes- und Fraktionsvorsitzender wesentlich dabei mitwirkte, diverse Anfangsschwierigkeiten ohne viel Federlesen zu überwinden.

Die eigentliche Gründungsphase der Rosa-Luxemburg-Stiftung begann nach Monaten des Ringens um den richtigen Weg folgerichtig mit einem Parteibeschluss. Am 15. Januar 1991 verabschiedete das Präsidium des Landesvorstandes der PDS Sachsen eine Vorlage mit der Überschrift »Konzeption zum Aufbau einer parteinahen Stiftung des Landesverbandes Sachsen der PDS«.<sup>4</sup> Der Hauptgedanke dieses Beschlusses bestand darin, neben einer absehbaren »Hauptstiftung« in Berlin im Freistaat Sachsen eine spezielle Landesstiftung zu gründen. In der Vorlage ging es neben der möglichen Rechtsgrundlage, den inhaltlichen Zielen (dazu zählten die Einreicher u. a. politische Bildung, Erhalt und Erschließung archivalischer Bestände der PDS, Publikationstätigkeit), auch um den möglichen Namen, wobei zunächst Julius Motteler und Erich Zeigner durch ihre biografischen Bezüge zu Leipzig und Sachsen als Favoriten galten. Darüber hinaus sondierte die Vorlage die materiell-finanziellen Mittel (einschließlich Immobilien), die der Landesverband der künftigen Stiftung möglicherweise zur Verfügung stellen kann. Als Hauptsitz der Stiftung wurde Leipzig vorgeschlagen sowie die Bildung von drei Arbeitsgruppen angeregt, um den Gründungsprozess arbeitsteilig und damit schneller voranzutreiben. Als besonders kompliziert erschien die gesamte juristische Konstruktion (Stiftungsrecht, staatliche Zuschüsse usw.) und die damit untrennbar verknüpfte Frage, wie parteinah kann und muss

die künftige Stiftung sein – ein Problem, das für alle damaligen Akteure völliges Neuland bildete.

Am 1. Februar 1991 fand in Anwesenheit von Walter Markov die erste Beratung des Gründungskuratoriums in Leipzig statt. Im Verlauf dieses Treffens, an dem u. a. auch Jutta und Helmut Seidel, Gustav Seeber, Klaus Kinner, Wolfgang Schröder und Horst Richter teilnahmen, wurden konkrete Absprachen für das weitere inhaltliche und organisatorische Vorgehen getroffen. Wichtig war zunächst das prinzipielle Bekenntnis aller Beteiligten, sich nach dem Motto »regional, aber nicht provinziell« zunächst auf Sachsen zu beschränken, um von zentralen PDS-Strukturen und Entscheidungen in Berlin unabhängig zu sein und leichter über den Kreis der damaligen PDS hinauszukommen; der Fraktion Linke Liste/PDS im Sächsischen Landtag gehörten seinerzeit immerhin auch ein Vertreter der KPD, der Vereinigten Linken und der Partei »Die Nelken« an. Vor diesem Hintergrund wurde am besagten 1. Februar die Namensdiskussion recht kontrovers geführt und nach einem Namensgeber gesucht, der integrativ und attraktiv zugleich auf ein möglichst breites linkes Spektrum wirken sollte: neben August Bebel, Robert Blum, Otto Buchwitz, Max Seydewitz und Erich Zeigner stand auch Rosa Luxemburg zur engeren Auswahl. Nicht zuletzt durch den Diskussionsbeitrag von Walter Markov kristallisierte sich letztendlich Rosa Luxemburg als künftige Namenspatronin heraus; Markov machte in diesem Kontext aber deutlich, das mit diesem ehrenvollen Namen der Anspruch auf eine bundesweite Ausstrahlung der künftigen Stiftungsarbeit und ihre klar linkssozialistische Ausrichtung verbunden ist. Zum Abschluss der Beratung erklärte sich Walter Markov bereit, neben Helmut Seidel, Juliane Krummsdorf und dem Verfasser dieses Beitrages in einer kleinen Initiativgruppe mitzuwirken, der unmittelbar die Vorbereitung der Gründungsveranstaltung oblag. Die vier Genannten luden per Rundschreiben vom 27. Februar 1991 weit über die sächsischen Gefilde hinaus zur Gründung des Vereins am 23.

<sup>4</sup> Dieses Dokument befindet sich wie eine Reihe weiterer im folgenden zitierten Materialien aus der Gründungsgeschichte der Stiftung im Privatbesitz des Autors.

März 1991 in das Leipziger Vereinshaus ein. In diesem Einladungsschreiben, das im Hause Markov im Weißdornweg 4 seinen letzten sprachlichen Schliff erhielt, wurden die Ziele der »in Aussicht genommenen Stiftung« folgendermaßen definiert: »kulturelle, wissenschaftliche und politische Bildungsarbeit ... Forschungs- und Publikationstätigkeit, die Sicherung und uneingeschränkte öffentliche Nutzung von Archiv- und Bibliotheksbeständen, die Förderung Studierender und die Unterstützung ökologischer Bestrebungen«. Eher behutsam wurde auf die mögliche Namenspatronin hingewiesen und vermerkt: »Der Vorschlag »Rosa-Luxemburg-Stiftung« ist neben anderen im Gespräch«.

Am Samstag, den 25. März 1991, war es dann endlich soweit. Nach Podiumsdiskussion und Mittagspause wurde von den noch 70 anwesenden Veranstaltungsteilnehmern die Satzung des Vereins diskutiert und der Name »Verein zur Förderung einer Rosa-Luxemburg-Stiftung« einmütig bestätigt. Anschließend wurde mit 66 Ja-Stimmen und 4 Enthaltungen Gustav Seeber zum ersten Vorsitzenden des neuen Vereins gewählt. Von dieser Vereinsgründung bis zur Errichtung der eigentlichen Stiftung war es dann noch ein weiter und mitunter recht dorniger

Weg. Am 6. April 1991 fasste die Landesdelegiertenkonferenz der sächsischen PDS einen Beschluss zum Aufbau einer Landesstiftung. Am 3. Mai 1991 wurde der Verein beim Amtsgericht angemeldet und von dort am 11. Juni die eingereichte Satzung bestätigt. Zunächst fehlte es dem neuen Verein noch an fast allem: weder an Räumlichkeiten noch nennenswerte Geldbeträge, auch an hauptamtliches Personal war in den ersten Monaten zu denken. Mit viel Enthusiasmus der Gründungsväter und -mütter sowie der wachsenden Unterstützung des PDS-Landesverbandes konnte der Verein diese schwierige Anlaufphase in der Folgezeit überwinden und sehr rasch eine der am meisten verzweigten und leistungsfähigsten Bildungs- und Wissenschaftsstrukturen im PDS-Spektrum werden. Am 11. September 1992 erkannten dann der Landesvorstand der PDS und die damalige Fraktion Linke Liste/PDS im Sächsischen Landtag gemeinsam den nach dem frühen Tod von Gustav Seeber inzwischen von Manfred Neuhaus geleiteten Rosa-Luxemburg-Verein Leipzig e.V. schließlich als ihre parteinahe Stiftung an. Spätestens mit diesem Datum begann das nächste Kapitel der Stiftungsgeschichte, für deren Präsentation es allerdings wesentlich profundere Kenner als mich gibt.



## II. DER UNIVERSALHISTORIKER



VOLKER CAYSA

## Hoffnung, Lebenskunst und Geschichte. Überlegungen zum Verhältnis von Geschichte und Utopie im Anschluss an Ernst Bloch und Walter Markov

Was ist überhaupt Hoffnung? Was verstehen wir unter Hoffnung?

Hoffnung ist die Er-Innerung im Sinne des Eingedenkens des Zukünftigen. Diese positive Form der Erinnerung des Zukünftigen ist mit dem Erwarten des möglichen Guten verbunden.<sup>1</sup> Hoffnung beruht auf der Gewissheit, dass es im »Wurzeldunkel des gelebten Augenblicks« ein zukünftiges »urgutes Sein« gibt.<sup>2</sup> Aber ob das mögliche Ur-Gute, das Heilende, das Heilbringende verwirklicht wird, ist immer in gewissem Grade ungewiss. Diese Ungewissheit kann sich über den Zweifel bis hin zur Angst ins Unerträgliche und Unaushaltbarste steigern, was Menschen dazu verführen kann, für ihren Wunsch nach Sicherheit, selbst die eigene Freiheit aufzugeben und statt sich selbst zu bestimmen, sich von anderen fremd bestimmen zu lassen.

Das Mögliche ist Bedingung der Hoffnung; Hoffen gründet sich in der Offenheit des Möglichen. Mit der Offenheit des Möglichen ist die Erwartung zukünftiger Möglichkeiten verbunden: »Was erwarten wir? Was erwartet uns?«<sup>3</sup> In der Hoffnung der positiven Utopie wird das in der Erwartung Erwartete als positiv bewertete Möglichkeit bestimmt, als gute Möglichkeit und Möglichkeit des Guten, die für Bloch im Spannungsfeld von Ereignis und Plan erzeugbar ist.

Aber nicht jede Erwartung von zukünftigem Guten macht schon Hoffnung, sondern nur eine solche, die auch Erfüllung verspricht, die ein Telos hat: »Hoffnung erwacht im Menschen nur dann, wenn irgend ein zukünftiges Gut in den Bereich der Möglichkeit, es zu erlangen, tritt. Weil aber Möglichkeit

noch lange nicht Wirklichkeit besagt und Möglichkeit eben die Unentschiedenheit zwischen Erreichen und Verfehlen eines Zielgutes meint, gehört zur Hoffnung wesentlich« der Unsicherheitsfaktor.<sup>4</sup>

Die Erfüllung des Erwarteten ist also durchaus nicht gesichert, sondern eben »nur« möglich, aber noch nicht wirklich. Deshalb ist die Hoffnung nicht nur von Zuversicht und Vertrauen, sondern auch von Zweifel, Furcht und Angst begleitet. Es besteht in der Hoffnung also immer nur die unsichere Möglichkeit des Erreichens, des konkret, gegenständlich Erhofften.

Die Erinnerung des Zukünftigen, also dessen, was auf uns zu kommt, das Zukünftige ist bekanntlich das auf uns Zukommende, Heraufkommende, Erwartbare, gründet sich in Stimmungen. Wie Heideggers Fundamentalontologie ist Blochs Ontologie des Noch-Nicht-Seins nicht von Stimmungen, von Affekten und Leidenschaften zu trennen.

Heidegger denkt in »Sein und Zeit« die Zukunft todeszentriert im Spannungsfeld von Sorge und Angst. Sorge macht Angst.

Dass Heidegger die Zukunft im Modus der Angst denkt, beweist sein Misstrauen gegenüber der Zukunft. Heidegger kehrt der Zukunft den Rücken zu und verbleibt in der negativen Anamnese der Wiederkehr des Immergleichen. Insofern ist für Bloch Erinnerung die negative Form des Andenkens von Vergangenheit. Dagegen ist für Bloch das Eingedenken die positive Form des Andenkens der Vergangenheit. Erinnerung ist für ihn die Daseinsweise dessen, was nicht mehr ist und nicht mehr werden

<sup>1</sup> Bloch versucht über den Begriff des Eingedenkens den positiven Gehalt der hegelschen Anamnese zu retten. Dabei überzieht er polemisch. Zur Kritik der Blochschen Kritik am Anamnesebegriff siehe: Volker Caysa: *Hegel im Bann des anamnesticen Materialismus; contra Ernst Blochs materialistische Anamnese der Hegelschen Philosophie*. In: Volker Caysa u. a.: »Hoffnung kann enttäuscht werden«. Ernst Bloch in Leipzig. Frankfurt a.M. 1992. <sup>2</sup> Vgl. Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. In: Ders.: *Werkausgabe*. Band 5. Frankfurt a.M. 1985. S. 347. <sup>3</sup> Ebenda. S. 1. <sup>4</sup> Vgl. Alois Edmaier: *Horizonte der Hoffnung. Eine philosophische Studie*. Regensburg 1968. S. 144.

kann. Eingedenken ist die Daseinsweise dessen, was nicht mehr ist, aber noch nicht geworden ist. Es gibt also auch bei Bloch eine Form der Erinnerung, die Denken der Zukunft im positiven Sinne ist.

Bloch denkt in »Das Prinzip Hoffnung« die Zukunft lebenszentriert im Spannungsfeld von Arbeit und Hoffnung. Arbeit macht Hoffnung. Dass Bloch als marxistischer Antipode von Heidegger zu verstehen ist hat früh schon Walter Markov und nicht erst Manfred Riedel erkannt, wenn er anlässlich Blochs siebzigsten Geburtstag schrieb: »Der groben Verallgemeinerung Heideggers, die Vorherrschaft des Sichvorweg-Seins im Modus des bloßen Wünschens bringe ein Unverständnis der faktischen Möglichkeiten mit sich, mag Bloch mit Recht entgegen, sie klinge so, als ob ein Eunuch dem kindlichen Herkules Impotenz vorwürfe.«<sup>5</sup>

Heideggers und Blochs Denken verkörpern die beiden Paradigmen konservativen und fortschrittlichen philosophischen Denkens im 20. Jahrhundert. Beide setzen das hungrige In-der-Welt-Sein voraus: Heidegger implizit, Bloch explizit. Beide thematisieren den Mangel an Eigentlichkeit in der Welt, beiden fehlt etwas in der Welt, das das Leben wesentlich werden lässt, beide suchen das Eigentliche am und im Menschen, beide haben allerdings eine je verschiedene Aussicht aufs Eigentliche.

Hoffen wir arbeitend, erwarten wir nach Bloch das Gute, das Heil. Deshalb entsteht eine positive Erwartung in Bezug auf das auf uns zukommende Sein, die Hoffnung, die uns optimistisch macht. Hoffnung ist bei Bloch immer Welthoffnung, Hoffnung auf eine Welt, in der es heimisch wird, die uns Heimat werden kann. Durch die (Welt-)Hoffnung wird die Kontingenz und Unsicherheit, die Gefahr der Zukunft positiv erträglich.

Aber auch die Hoffnung, die auf das plötzlich eintretende Heil durch eine Revolution setzt, vermag zu ängstigen, werden doch durch den Augenblick der

Revolution alle geltenden Werte umgewertet. Hoffnung korrespondiert also durchaus mit der Angst.

Die Stimmung der Angst ist eine negative Erwartungsstimmung, die dazu führt von der Zukunft nichts, nicht einfach Nichts, sondern das Nichts, das Ereignis, die Umkehr, die Nacht der Entscheidung zu erwarten, was uns folglich verzweifelt und pessimistisch machen kann, denn in der Angst wird die Kontingenz, das Risiko, die Gefahr der Zukunft möglicherweise negativ unerträglich. Angst ist bei Heidegger immer Weltangst, unbestimmte Furcht vor einer Welt, die uns unheimlich ist und in der wir uns deshalb nicht heimisch fühlen.

Aber auch die Angst vor dem Nichts ist nicht hoffnungsfrei. Denn das Nichts kann auch eine Umkehr des Seins ermöglichen, die wir uns wünschen, von der wir träumen, die uns aber auch unheimlich ist.

Angst und Hoffnung sind als je verschiedene Erwartungsstimmungen mit verschiedenen Erinnerungsformen verbunden.

Der Angst ist die konservierende Erinnerung des Andenkens eigen. Sie verbleibt im immergleichen Sein, will keine Veränderung, sondern immer nur Erhalten sein, immer nur Da-sein, bloß sich selbst erhalten, erstarrt dadurch und ist vom »Pathos der Statik« getragen. Mit dieser statischen Erinnerung kann man Zukunft nicht denken.<sup>6</sup> Die Erinnerung als ewige Wiederkehr des Gleichen verbleibt im Gewesensein, in der Vergangenheit, sie ist regressiv. Dieser Erinnerung ist eine »unechte Zukunft« eigen: »In unechter Zukunft warten das regelmäßige Schafzimmer, heute nacht, jede sich morgens wiederholende Verrichtung, auch Aufgang und Niedergang der Sonne und dergleichen mehr.«<sup>7</sup>

Der Hoffnung ist als utopisches Eingedenken historische Erinnerung nach vorn eigen. Sie erinnert, verinnerlicht eine ganz neues Sein, auch gerade im Vergessenen, Unabgeholtenen, das noch nicht ist und durchaus im Nicht-Mehr-Gewesensein gefun-

<sup>5</sup> Walter Markov: *Die Utopia des Citoyen*. In: Volker Caysa (Hrsg.): *Auf der Suche nach dem Citoyen*. Frankfurt a.M. u. a. 1997. S. 81. Dieser konzeptionelle Aufsatz von Walter Markov sowie der Band »Ernst Bloch und die spätbürgerliche Philosophie«, Leipzig 1985, beweisen, dass es zwischen 1959 und 1989 an der Universität Leipzig eine selbstständige positiv kritische Bloch-Rezeption gab, die nicht durch politischen Opportunismus und philosophischen Dogmatismus gekennzeichnet war. <sup>6</sup> Vgl. Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. S. 283 sowie Ernst Bloch: *Experimentum Mundi*. In: Ders.: *Werkausgabe*. Band 15. Frankfurt a.M. 1985. S. 91. <sup>7</sup> Ernst Bloch: *Experimentum Mundi*. S. 90.

den werden kann.<sup>8</sup> Die utopische Erinnerung will radikale Veränderung, sie will Werden und schreitet daher fort zu Neuem, will über sich selbst hinaus, sie ist progressiv. Ihr ist »echte Zukunft« eigen: »In echter Zukunft liegt ... alles Neue kraft Veränderung, als das noch nicht Erschienene, freilich Erscheinungsmögliche, das heißt in der Tendenz Angelegte.«<sup>9</sup> Von echter Zukunft ist die Rettung in der Gefahr zu erwarten. Im utopischen Eingedenken sind Utopie und Geschichte, Erinnerung und Zukunft, Herkunft und Zukunft nicht getrennt. Indem man sich auf das Zukünftige der Herkunft bezieht, indem man die Zukunft der Herkunft erkennt und anerkennt, entsteht Tradition, ein Paradigma, eine typische klassische Denkweise, eine Methode, die Schule macht.

Hoffnung als Existenzial ist eine optimistische Grundgestimmtheit, die nicht nur wirtschaftliche, soziale und politische Bedingungen zur Voraussetzung hat, sondern die auch individuell in der leiblichen-seelischen Verfassung der Individuen ihren Grund hat.

Optimismus meint hier im Anschluss an Hegel und Bloch eine Stimmung, die davon ausgeht, dass die Wirklichkeit vernünftig und die Vernunft wirklich, trotz aller Bedrohungen, zu werden vermag und dass sich in diesem Sinne das Gute verwirklichen kann, selbst wenn der gegenwärtige Zustand oder gerade weil der gegenwärtige Zustand schlecht ist.

Optimismus ist ein Realismus, der die Möglichkeiten und Gefährdungen der Verwirklichung des Guten, der Vernunft in der Welt durchaus erkennt und der die Welt eben nicht naiv und in rosigem Licht betrachtet.

Zu diesem Optimismus gehört es daher Enttäuschungen aushalten zu können. Hoffen kann man alles Mögliche, aber erst nach Enttäuschungen

zeigt sich, was uns Hoffnung wirklich wert ist. Es gibt keine echte, existenziell verbindliche Hoffnung ohne die Krise der Enttäuschung; im Gegenteil: ohne Enttäuschung suchen wir nicht nach dem positiv Zuerwartenden. Hoffnung und Optimismus brauchen Enttäuschung, damit sie realistisch werden. Im schmerzvollen Leiden am Scheitern einer großen Idee, im »Aus der Enttäuschung«, was auch das Herauskommen aus der Täuschung, das Ende einer Täuschung meint, entsteht durch aufklärende Selbsterkenntnis als Schlüssel zu einer echten zukünftigen Erinnerung die Möglichkeit eines neuen, selbstaufgeklärten Wozu und Wohin. Aber auch »die enttäuschte Hoffnung irrt quälend umher, ein Gespenst, das den Rückweg zum Friedhof verloren hat, und hängt widerlegten Bildern nach. Sie vergeht nicht an sich selber, sondern nur an einer neuen Gestalt ihrer selbst.«<sup>10</sup>

Enttäuschung und Erinnerung haben nicht Zukunft im passiven Sinne. Zukunft ist nicht das für Bloch, was unabwendbar auf uns zukommt und das man passiv hinnehmen muss, sondern Zukunft als das auf Zukommende muss aktiv gestaltet werden, sie ist dasjenige, wohin der Mensch sich wendet, »worin er sich wendet.«<sup>11</sup> Es gilt also nach Bloch nicht einfach das Schicksal zu lieben, sondern es zu gestalten.

Deshalb aber braucht die Enttäuschung wie die Erinnerung ein neues Telos, ein »Morgen in der Vergangenheit«: »Wir können überhaupt nur mit Gewinn und Fruchtbarkeit auf das in der Geschichte zurückgreifen, was im gleichen Akt auf uns vorausgreift, was noch den paradoxen Zustand in sich enthält, eben Zukunft in der Vergangenheit zu sein. Es ist gerade dieses utopisch Bedeutende, dieses Seminale, das heißt unverwechselbar weiter Keimtrüchtige an vergangenen-unvergangenen Intentionen, vor allem Schöpfungen, welche den utopischen Über-

<sup>8</sup> Vgl. Ernst Bloch: *Tübinger Einleitung in die Philosophie*. In: Ders.: *Werkausgabe*. Band 13. Frankfurt a.M. 1985, S. 282f. An-gemerkt sei hier nur, dass Bloch nach 1961 seine sehr kritische Haltung gegenüber dem tradierten Anamnesisbegriff modifiziert und den positiven Gehalt des Anamnesisbegriffes über den Begriff des Eingedenkens, der Heideggers Begriff der Entbergung sehr verwandt ist, aufzuheben versucht. <sup>9</sup> Vgl. Ernst Bloch: *Experimentum mundi*. S. 90. <sup>10</sup> Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. S. 224. <sup>11</sup> Vgl. Ernst Bloch: *Experimentum mundi*. S. 90.

schuß in historischen Ideologien ausmacht und so das Ferment behaltener Aktualität in der Geschichte enthält.<sup>12</sup>

Genau nun hier setzt Walter Markovs Würdigung und Kritik der utopischen Geschichtskonzeption von Ernst Bloch an. Anknüpfend an Blochs Unterscheidung von abstrakter und konkreter Utopie schreibt Markov: »Es wird nicht geleugnet, sondern bekräftigt, das im utopischen Vorgriff ein Freischwebendes nistet; wo dieses ausschließlich subjektiv bezogen bleibt, wo keine Entsprechung zu konkret-sozialem, objektiven Anliegen gefunden wird, ist Utopisches sentimental, abstrakt, belanglos, ohne Klassenauftrag - nicht Phantasie, sondern Phantasterei. Dort aber, wo Utopie gesellschaftlich zielbestimmt ist in Opposition gegen Noch-Seiendes, arbeitet sie an dessen Abtragung mit, schärft sie Gewissen, Verantwortung, bereitet Bewußtheit vor. Noch mehr: eben weil Utopisches durch die Schranke des Möglichen nicht aufgehalten wird, schafft es erst jenen begeisterten Elan, der sich über die immanenten Grenzen jedes in der Klassengesellschaft tatsächlich statuierbaren Fortschritts hinwegzuheben vermag.«<sup>13</sup>

Solchermaßen bestimmt ist für Markov wie für Bloch das Utopische universell, »Leben in all seinen politischen, technischen, künstlerischen, alltäglichen Veränderungen umfassend.«<sup>14</sup>

Markov folgt hier Blochs inhaltlicher Erweiterung des traditionellen Utopiebegriffs, der beschränkt ist auf Entwürfe einer besseren Gesellschaft bzw. auf Entwürfe eines idealen Staates und geht dann soweit, das Utopische »als Stiftungsbeitrag revolutionärer Ideologie« zu bestimmen.<sup>15</sup>

Damit verbunden ist die Anerkennung der Utopie als »Geschichtsmacht« bei Markov.<sup>16</sup> Geschichtsmacht aber kann die Utopie nicht nur sein, wenn die abstrakte Utopie in der konkreten Utopie aufgehoben wird, sondern auch wenn der abstrakte Gegensatz von Utopie und Ideologie aufgehoben wird. Hier wendet sich Markov implizit gegen Lukács, der sich zwar im Anschluss an Marx und im Gegensatz zu Adorno positiv als konzeptiver Ideologe seiner Klasse, als Vordenker seiner Klasse, verstand, der aber

durch sein verkürztes Utopieverständnis strikt anti-utopisch und abstrakt wissenschaftlich dachte.

Für Markov dagegen sind Utopie und Ideologie als Geschichtsmächte nicht voneinander zu trennen. Sicherlich, so Markov, hat die Erweiterung des Utopiebegriffs die »genaue Aussonderung des Zukunftsfremden, Zukunftsfeindlichen, wie der Täuschung und des Beiläufigen« und in diesem Sinne des schlecht Ideologischen als verkehrtem, falschen, weil täuschendem Bewusstsein zur Voraussetzung.<sup>17</sup> Trotzdem ist das »Einsenken von Utopie in Irgendwie-Ideologisches« nicht nur negativ zu sehen. Sicher ist das Utopische auch ideologieverhaftet, aber es ist »dennoch über Nur-Ideologie hinausgreifend, zeugungswillig und zeugnisbereit«.<sup>18</sup>

Was ist damit gemeint? Markov will damit die »Geschichtsmacht des Irrationalen, des Unberechenbaren, das alle Ideologie durchtränkt; das Verweben von Utopie in gesellschaftlichem Bewußtsein« zur Sprache bringen. Utopie und Ideologie (auch in ihren positiven Bestimmungen als konkreter Utopie bei Bloch und als konzeptiver Ideologie bei Lukács), wie auch das Rationale und Irrationale, Wissen und Glauben, Wissenschaft und Kunst sind, wollen sie wirklich geschichtsmächtig wirken, untrennbar miteinander verwoben. Markov knüpft wieder an Blochsche Positionen an und kritisiert damit implizit die abstrakte Trennung dieser Gegensatzpaare wie sie bei Georg Lukács vor allem in der »Zerstörung der Vernunft« zu finden ist.

In dem Markov Ideologie wie Utopie in geschichtliche Prozesse einbettet, kritisiert er aber nicht nur implizit Lukács' all zu oft ahistorische Irrationalismus- und Ideologietheorie, sondern auch Blochs all zu oft am konkreten Geschichtsverlauf vorbeigehende utopischen Geschichtskonstruktionen, in denen es manchmal nebensächlich erscheint, wenn sie nicht mit den Tatsachen übereinstimmen – um so schlimmer für die Tatsachen eben. Ein Fichtescher Satz übrigens, der für den kriminalistischen und im positiven Sinne detailverliebten Historiker Markov in seiner lutherisch-blochschen Grobheit wohl ein Gräuelpunkt gewesen sein muss.

12 *Ebenda*. S. 92f. 13 *Walter Markov: Die Utopie des Citoyen*. S. 72f. 14 *Vgl. ebenda*. S. 73. 15 *Vgl. ebenda*. 16 *Vgl. ebenda*. S. 82. 17 *Vgl. ebenda*. S. 73. 18 *Vgl. ebenda*.

Nicht nur die abstrakte Utopie muss durch die konkrete Utopie aufgehoben werden, sondern diese vermag nur eine konkrete zu sein, wenn sie historisch geerdet wird: »Eine Ausgliederung falscher philosophisch-psychologischer Kategorien aus dem Utopiebegriff allein reicht nicht aus zur Entscheidung, ob Utopisches als Sturmvogel seiner Zeit vorausfliegt oder ob es als Irrlicht zerstäubt, nur noch narrt, gar narren soll. Das zu beglaubigen vermag nur Geschichte. Denn als Geschichtliches hat Utopie, jede Utopie, Ort und Zeit, Anfang und Ende.«<sup>19</sup>

Markov installiert also kritisch gegen Bloch »Geschichte als Gerichtshof, vor dem die Utopie [wie die Ideologie – V.C.] in ihrer jeweiligen konkreten Ausprägung ihre Zeugungswilligkeit und Zeugnisbereitschaft beweisen müssen.«<sup>20</sup>

In dem Markov die Utopie als ideologische Geschichtsmacht und das Utopische in konkrete historische Prozesse einbettet vermag er auch den Zusammenhang von Utopie und Geschichte im Spannungsfeld utopischer und historischer Denkformen zu thematisieren.

Sicher: »Utopisches Denken ist per se antizipierendes Denken. Es kann dadurch definiert werden, daß es durch kritische Negation bestehender Verhältnisse Fernziele gesellschaftlichen Handelns artikuliert, die über das real Mögliche hinausgehen. Es bedarf, um nicht ins traumhaft-illusionäre abzugleiten, der ständigen Berichtigung durch Erfahrung, es ist als utopisches *Denken* ständig darauf angewiesen als *utopisches Denken* kritisiert zu werden.«<sup>21</sup>

Demzufolge gibt es einen »utopieimmanenten Bedarf an Utopiekritik«, der durch das historische Denken gedeckt wird. Denn das konkret-historische Denken »ist insofern utopiekritisch, als es den Realitätsüberschuß der Utopie an die akkumulierten Erfahrungen menschlichen Denkens zurückbindet«, an das, was geschichtlich tatsächlich von einer utopischen Idee realisiert wurde oder eben nicht.<sup>22</sup>

Historisches Denken ohne Utopie ist blind, aber utopisches Denken ohne konkrete Historie ist leer. Historisches und utopisches Denken müssen sich

gegenseitig korrigieren und domestizieren, wollen sie die wirkliche mögliche Zukunft in Vergangenheit und Gegenwart zur Sprache bringen. Die Utopie braucht die Erdung durch die konkrete Geschichte, sonst wird sie bodenlose Spekulation; die Geschichte braucht den Horizont der Utopie, sonst verkommt sie einem kurzzeitigen, wenn nicht gar blinden Tatsachenfetischismus, dem im Woher das Wohin verlorengegangen ist, dem die Zukunft nur noch Herkunft ist und dadurch keine Zukunft mehr hat. Gegen einen positivistischen, bloß konservierenden und sammelnden Historismus sah Markov mit Bloch klar: »Die Historie bedarf ihrerseits der utopischen Denkform als Kritik ihrer selbst, um ihre Funktion der Daseinsorientierung in der Zeit erfüllen zu können. Die Historie kann als Historie diese Kritik an sich selbst nicht vollziehen. Sie bedarf der frischen Farben des utopischen Überschusses über die Zeiterfahrungen der Vergangenheit hinweg, um den »Bann der Anamnesis« zu brechen.«<sup>23</sup>

In dem nun Markov die Geschichtsmacht des Irrationalen anerkennt, erkennen Markov wie auch Bloch an, das geschichtliche Prozesse nicht von Stimmungslagen, von einzelnen, Klassen, Nationen, ja Gesellschaften zu trennen sind. Hoffnung in der und auf die Geschichte gründet sich wesentlich im gestimmten, »irrationalen«, emotionalen und nicht nur im rationalen, bewussten Sein: Sein ist Gestimmtsein und eben nicht bloß Bewusstsein.

Weil sich aber die Hoffnung wesentlich in Stimmungen gründet, ist die Hoffnung nicht rein kausal-wissenschaftlich zu begründen. Wir hoffen all zu oft nicht, weil wir dafür wissenschaftliche beweisbare Ursachen benennen können, die uns hoffen lassen, sondern wir hoffen, weil wir emotionale Beweggründe haben, die uns veranlassen zu hoffen, wo wissenschaftlich gesehen, keine Ursachen bestehen, etwas zu hoffen. Sicher die Hoffnung nährt sich aus Gründen der Vernunft, aber auch aus den Gründen der Stimmungen. Es gibt sogar auch eine Hoffnung wider allen Verstand und alle Kausalität, die man im Alltag all zu oft als absurd und ver-

**19** *Ebenda*. S. 74. **20** Klaus-Dieter Eichler: *Die Kontroverse zwischen Ernst Bloch und Walter Markov über die »Utopia des Citoyens«*. In: Volker Caysa (Hrsg.): *Auf der Suche nach dem Citoyen*. Frankfurt a.M. u. a. 1997. S. 86. **21** *Ebenda*. S. 94. **22** *Vgl. ebenda*. **23** *Ebenda*. S. 95.

rückt abtut, wenn jemand wider alle Wissenschaft und deren Prognosen, doch hofft wie z.B. von einer unheilbaren Krankheit geheilt zu werden. Die uns selbst verborgenen Gründe der Stimmungen, unsere unerklärliche positive Gestimmtheit, unsere heitere Gelassenheit geben uns Zuversicht auf das Heil, auf das Heilende, auf die Heilung, wo der wissenschaftliche Verstand nur noch unabwendbares Unheil, unaufhaltsamen Verfall und letztlich den Tod sieht.

Eine solche positive Erwartungsstimmung kann dann tatsächlich wie eine Selbstheilungskraft wirken, die uns überleben lässt in einer Situation, in denen uns keiner mehr das Überleben noch zugetraut hat. Wer hofft mutet sich selbst etwas zu, nämlich eine zukünftiges Gutsein, Gutwerden. Hoffnung ist daher immer Mut zu dem Gut-Sein, das man sich selbst zuspricht, der nicht rein wissenschaftlich erklärbar ist, wohl aber aus dem Gestimmtsein eines Menschen zu verstehen ist.

Mit der Hoffnung ist also ein Placeboeffekt verbunden: Wer die Welt positiv hoffend ansieht, den wird auch die Welt hoffend machen.

Mit der Angst ist dagegen all zu oft ein Noceboeffekt verknüpft: Wen die Welt nur ängstigt, dem wird auch Welt wirklich Angst machen.

Die Stimmung allein also kann uns leben oder sterben lassen. Die Hoffnung transzendiert den Schmerz; die Angst potenziert den Schmerz.

Dieses Gutsein der Hoffnung, das Heil, das Heilende, das Heilige ist nun nicht nur politisch-revolutionär, messianistisch-utopisch, das maximalistisch auf Vollkommenheit zielt, zu verstehen, wie es selbst bei Ernst Bloch noch zu finden ist, sondern es ist lebensweltlich-existenziell, ja pragmatisch zu begreifen. Die große Erwartung der radikalen Veränderbarkeit der Welt wird keinen Bestand haben, wenn nicht im Alltag die kleine Erwartung mitmenschlicher Hilfe zu finden ist. Wie soll man an die Veränderbarkeit der Welt glauben, wenn der Andere neben mir nicht meine Helferwartung erfüllt, wenn ich mir nicht gewiss sein kann, das mir der Andere helfen wird, wenn ich ihn brauche, und ich nicht mehr so jung und schön und erfolgreich bin?! Die

große Hoffnung auf die positive Veränderbarkeit der Welt braucht die alltäglich anwesende Zuversicht, das wir uns gegenseitig um einander sorgen und nicht nur um uns allein. Es gibt keine Hoffnung auf das Große, ohne die alltägliche Sorge um das Kleine, Nichtige, Gebrechliche, Unbedeutende, Schwache. Die Arbeit an der Zukunft muss mit der Sorge um das Nächste verbunden werden, soll eine gute Zukunft eine Gegenwart haben.

Wir gingen davon aus, dass Hoffnung als positive Erinnerung des Zukünftigen wesentlich mit dem erwartenden Eingedenken des Guten verbunden ist. Diese Erwartung des Guten ist nicht vom Vertrauen in das Gutwerden zu trennen. Hoffnung ist immer auch Vertrauen in die eigene Macht, die Macht der Anderen oder gar Vertrauen in die Möglichkeit des ganz Anderen, das für Bloch Heimat bedeutet. Es gibt keine Hoffnung ohne ein existenzielles Urvertrauen in die Möglichkeit des Werdens des Guten. Vertrauen bedeutet nun aber nicht nur Sich-Verlassen auf Etwas oder auf Jemanden, wodurch dann Treue möglich wird als »Beständigkeit und Zuverlässigkeit des Verhaltens einer Person«<sup>24</sup>, sondern Vertrauen hat auch etwas mit Trauen im Sinne von Wagen zu tun: Wer sich nicht traut, der wagt etwas nicht. Demzufolge basiert die Erwartung auf Vertrauen in doppelter Hinsicht.

Erstens bedeutet Vertrauen, ich verlasse mich auf die Beständigkeit von Menschen und deren Handlungen. Vertrauen ist dann mit Treue verbunden. Ich verlasse mich auf den Anderen, das er so handelt, wie ich es von ihm erwarte. Hoffnung im Kontext von Treue ist dann auf das zuverlässige, kooperative Handeln des Anderen bezogen. Hier ist Hoffnung im Grunde ein Vertrauensvorschuss. Denn ich nehme an, dass der andere sich so verhalten wird, wie ich es von ihm erwarte bzw. wie er es mir versprochen hat, obwohl man niemals absolut sicher sein, dass das Erwartete und Versprochene auch eingelöst wird. Aber indem ich dem Anderen vertraue, obwohl es vielleicht viele Anhaltspunkte für Misstrauen gibt, wird der Andere durch mein Vertrauen in ihn eingebunden und er wird implizit verpflicht-

24 Vgl. Alois Edmaier: *Horizonte der Hoffnung*. S. 85.

tet, sich an das Erwartete und Versprochene zu halten, obwohl er es eventuell nicht will. Vertrauen hat also auch Verpflichtungscharakter, durch den das Erwartete wirklich wird

Zweitens bedeutet Vertrauen, ich traue mir etwas zu, ich traue mich etwas, indem ich ein Wagnis eingehe, obwohl der Eintritt des erwarteten Ereignisses unsicher scheint. Vertrauen ist demzufolge ein wagemes Sich-Einlassen auf das erwartete Gute, das aber selbst als Mögliches und noch nicht Wirkliches als Unsicheres erscheint. Vertrauen braucht daher Mut, damit aus dem unsicher Gewissen das wirkliche Gewisse wird; damit aus wirklicher Unsicherheit wirkliche Sicherheit wird.

Wenn Hoffen Erwarten des Guten ist und dies nicht zu trennen ist vom Vertrauen in das Gute, das Vertrauen in das Gute aber auch Wagemut braucht, dann ist Hoffnung tatsächlich »wagender Einsatz in der Erwartung des zukünftigen Gutes.«<sup>25</sup> Hoffnung ist demzufolge nicht die einfältige Erwartung, dass das Gute schon irgendwie eintreten wird, sondern sie ist selbst ein Wagnis, das unternommen werden muss, damit das eintritt, auf das man vertraut. Insofern die Hoffnung mit der aktiven, heiteren Liebe zum Schicksal verknüpft. Die gespannte Sicherheit der Hoffnung gibt es nicht ohne Unsicherheit und Spannung der Erwartung. Vertrauen als relativ sichere Erwartung ist also nicht von der Unsicherheit des Wagnisses und dessen Gefährdungen zu trennen.

Jedes Hoffen, jede Erwartung, jedes Vertrauen ist daher wesentlich mit dem Ungewiss-Sein verbunden; Hoffen ist ein (selbst-)gewisses Ungewiss-Sein, das wir durch die Zuversicht der Erwartung und des Vertrauens transzendieren. Zuversicht meint hier ein Wahrnehmen, ein Ahnen, ein Schauen, ein Sehen dessen, was eintreten könnte und was demzufolge auf uns zukommt. Im Kontext der Hoffnung ist die Zuversicht auf des zukünftige Gute bezogen und daher zwar mit Zweifel behaftet, die aber doch optimistisch bleibt, während im Kontext der Angst die Zuversicht negativ besetzt ist und auf des zukünftige Böse bezogen ist und daher mit Pessimismus

und Verzweiflung verbunden ist. Die Zuversicht als Zuvorsicht, als »Voraussicht dessen, was kommen könnte, gibt dem Wagnis des Vertrauens eine Aussicht darauf, dass des Gewünschte eintreten könnte, das es die Rettung in der Gefahr geben kann. Hoffnung ist daher immer positiv zuversichtliches Vertrauen auf das, was man erwartet und als solches ist es ein »verlangend ausschauendes Erwarten«<sup>26</sup>, das nicht einfach, der Dinge geduldig harrt, die da kommen könnten, sondern es ist ein Zuflucht-Suchen, das Wagnis des Suchens und sich beweglichen Festlegens auf den Ort, wo das Erwartete eintreten könnte. Wie mit der Hoffnung immer Ungewissheit verbunden ist, weil die Zukunft grundsätzlich unverfüglich und nur wahrscheinlich ist, so ist auch das Zuflucht-Suchen ein Risiko, weil Ort und Zeit der Erfüllung der guten Möglichkeit und der Möglichkeit des Guten nicht absolut sicher vorausgesagt werden können und Hoffnung als gestimmte Erwartung eines zukünftigen, Heil bringenden Ereignisses immer auch auf Wahrscheinlichkeit und Kontingenz beruht.

Hoffnung ist eine Möglichkeit des Menschen, die seine Wirklichkeit wesentlich bestimmt. Die Hoffnung ist zwar immer der Möglichkeit nach da (auch und gerade in Gestalt der Angst), aber sie ist nicht immer explizit an-wesend, sondern all zu oft explizit abwesend. Warum? Weil wir nicht Hoffen können und dies im doppelten Sinne. Einerseits, weil kein Gut(es) da zu sein scheint, das uns hoffen lässt und andererseits, weil wir selbst nicht das Können, die Fähigkeiten und Fertigkeiten haben, zu hoffen und deshalb auch nicht entdecken, worauf wir hoffen können. Die Antwort auf die Frage, was können wir hoffen, setzt selbst die Fähigkeit zum Hoffen-können voraus. Wer das Hoffen nicht gelernt hat, wir auch nicht zu Erhoffendes finden. Das Hoffen ist also nicht einfach eine Naturanlage im Menschen, sondern es ist ein Kulturanlage, es liegt in der Kultur des Menschen begründet, ob er seine Fähigkeit zum Hoffen auch wirklich entwickeln kann. Wir finden im Leben nur Hoffnung, wenn wir die Lebenskunst, Hoffen zu können, beherrschen. Das Leben ist für

uns Hoffnung, wenn wir uns selbst Hoffnung sein können, durch die Art und Weise, wie wir unser Leben führen.

Die lebensweltliche Transformation des Prinzips Hoffnung aber wird nur möglich, wenn die Hoffnung nicht, wie bisher, abstrakt sich in der politischen Revolutionierung der Welt, sondern sich konkret in der Veränderung der Lebensführung des einzelnen sich gründet. Nicht allein die Möglichkeit der Veränderung der Welt, sondern die Möglichkeit sein Leben selbstbestimmt zu führen, macht uns hoffen. Hoffen ist demzufolge nicht von der Lebenskunst zu trennen. Erst durch die Verknüpfung des Prinzips Hoffnung mit der Lebenskunst und dem Prinzip Selbstbestimmung wird die Hoffnung diesseitig, wird aus der Jenseits-Hoffnung eine Diesseitshoffnung.

Ernst Bloch hatte sein Prinzip Hoffnung an die »große Erzählung« vom Ende der Geschichte im Kommunismus und der Aufhebung der Entfremdung gebunden. Mit dem Scheitern dieser großen Erzählung, scheint auch das Prinzip Hoffnung überhaupt gescheitert zu sein. Dem ist aber nicht so, wenn man das Prinzip Hoffnung politisch säkularer fasst und nicht mehr politisch-messianistisch, wie es Bloch tat. Das aber bedeutet das man das Prinzip Hoffnung mit der Lebensführung des einzelnen pragmatisch verbindet und so aus der abstrakten Utopie tatsächlich eine konkrete Utopie wird. Dadurch wird aber die These vom Ende der großen Erzählungen widerlegt, denn das Prinzip Hoffnung wird nun mit dem Prinzip Arbeit und dem Prinzip Selbstbestimmung verbunden. In der Arbeit an sich selbst, in der Selbstbestimmung des Individuums, ist die Alternative zu bestehenden Welt anwesend. Individualismus, das Streben nach Selbstverwirklichung, sind nicht einfach als hedonistischer, konsumorientierter Egoismus und als Vermarktung des Individuums als Ich-AG bloß negativ zu betrachten, sondern hinter diesem Lebensstil verbirgt sich das Streben, sein Leben selbstbestimmt zu führen, dahinter verbirgt sich das aufklärerische Prinzip der Selbstbestimmung, das freilich in einer kapitalistischen Welt durch den Zwang zur Vermarktung von allem und jedem sich entfremdet und als Fremd-

bestimmung durch Markt, Geld und Kapital erscheint.

Was uns Hoffen lässt, ist die Möglichkeit der Selbstbestimmung, der selbstbewussten Lebensführung des einzelnen. Sicher, soll Hoffnung verwirklicht werden, braucht es ein WIR, braucht es eine Gemeinschaft und einen Sinn für Gemeinschaft, einen Gemeinschaftssinn, der die Hoffnung trägt. Aber dieses WIR entsteht nicht, wenn es nicht Individuen gibt, die aus der gewohnten Fremdbestimmung ausbrechen und aufbrechen, durch die Haltung, durch das Ethos, das sie öffentlich praktizieren. Die Weltveränderung beginnt immer mit der Selbstveränderung der Individuen, Systemveränderung ist nicht von selbstbestimmten Handeln des Individuums zu trennen. Es gibt kein neues WIR, wenn es nicht ein ICH gibt, das den Versuch, in einer Verhaltensrevolte selbstbestimmt zu handeln, unternimmt. Ein neues Weltethos ist also nicht von Ethos des einzelnen und seiner Verhaltensrevolte zu trennen. Gerade bei Bloch, in seiner Person und Lebensform, ist Hoffnung eine Haltung, ein Ethos, eine das ganze Leben durchherrschende Haltung, eine verstetigte Tugend, die uns allerdings nicht einfach zufällt, sonder die immer wieder gebildet werden muss und die nicht von der Arbeit an sich selbst zu trennen ist.

Das »Prinzip Hoffnung« braucht eine lebenskünstlerische Grundlegung, soll es verwirklicht werden, aber Lebenskunst ohne das Individuum übergreifendes Telos ist blind, wie Hoffnung ohne konkrete Praxis unglaubwürdig ist. Die Lebenskunst braucht daher in Blochscher Lesart ein Bezug auf die Totalität des Lebens, marxistisch verstanden zielt sie nicht nur auf die Lebensführung des einzelnen, sondern auf eine das Leben in seiner Totalität verändernden Praxis.

Lebenskunst ist daher auch nicht von der Utopie zu trennen. Schon für Walter Markov war im Anschluss an Ernst Bloch die Lebenskunst als die pragmatische Kunst des Möglichen nicht von einer »Grundriß-Utopie« zu trennen ist. Die Lebenskunst braucht einen Traum nach vorn, der wesentlich gegen die Ausbeutung, Verrohstofflichung und

Versklavung von Menschen und der Natur gerichtet ist und zunächst auf die »Kontrolle des Reichtums«, dem »Schutz vor Armut«, der Ermöglichung sozialen Ausgleichs und der Verhinderung des Missbrauchs der Macht gerichtet sein muss.<sup>27</sup>

Wie sich Lebenskunst und Utopie nicht ausschließen müssen, so müssen sich also auch die Freiheit des Einzelnen und Gleichheit, Gleichheit und Gerechtigkeit, Glück und Würde, Ethos und Politik nicht ausschließen. Dabei ist davon auszugehen im Anschluss an Marx, Bloch, Markov und Helmut Seidel, dass die Freiheit des einzelnen nicht der Utopie, der Revolution, der Klasse oder der Partei geopfert werden darf, weil sie Bedingung der Möglichkeit alternativer Gemeinschaftlichkeit selbst ist. Auch bei Bloch wie bei Marx ist der Endzweck der Geschichte nicht so gefasst, dass er die zu seiner Verwirklichung notwendige Selbstbestimmung der Individuen nicht entwertet, sondern grundlegend garantiert.

Die Lebenskunst muss basieren auf der Freiheit des einzelnen, die kann aber nicht verordnet werden. Sie muss durch uns erarbeitet werden und in dieser Arbeit mit und an uns entsteht möglicherweise Heimat: »Die Wurzel der Geschichte ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Sein ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.«<sup>28</sup>

Lebenskunst braucht aber auch eine Heimat. Das Ereignis einer radikalen, prinzipiellen Wahl im »Dunkel des gelebten Augenblicks« ermöglicht uns nach Bloch Heimat, aber damit das Mögliche wirklich wird, muss es durch Arbeit an und für uns erzeugt werden. Das Ereignis der Heimat ist ein Erzeugnis. Die Heimat als Aufhebung der Entfremdung ist folglich für Bloch die Aufhebung der Entfremdung des Menschen von seines gleichen und von der Natur; sie ist Nähe, Entfernung, Aufhebung des Fremdseins, mit sich und anderen in Frieden, Freundschaft und Anerkennung zu leben,

Heimat ist mit sich und anderen Vertrautsein, Beisich-selbst-sein.

Aber die Heimat bei Bloch ist nicht wie bei Heidegger als die Rückkehr in das »Haus des Seins« zu verstehen, die Heimat ist nicht einfach ein Nicht-Mehr, dessen wir uns melancholisch erinnern, sondern die Heimat ist das Noch-Nicht, das für Bloch nicht nur unbehaust, sondern noch gänzlich ungebaut ist.

Bei Heidegger ist die Heimat, das Gasthaus, zu dem der Wanderer irgendwo im Schwarzwald hinwandern kann, bei Bloch muss sich der Wanderer erst noch sein Gasthaus bauen. Vielleicht ist Heideggers Denken tatsächlich »Kommunikationslos-weltlos-gottlos«,<sup>29</sup> was man in gewissem Maße auch von Bloch hermetischen Denken sagen könnte, aber es ist bestimmt nicht heimatlos. Blochs Denken dagegen ist zwar nicht bodenlos, oft sogar sehr bodenständig, wie Heidegger, wohl aber in gewissem Sinne doch immer heimatlos, da seine Heimat das Noch-Nicht ist, das eben als mögliches Sein erst noch zu verwirklichen ist, während Heideggers ganz anderes Sein irgendwo im Kleinasien des sechsten Jahrhunderts vor Christus liegt und nur noch entborgen werden muss, damit es sich uns wieder zeigt. Für Heidegger liegt demzufolge der Sinn von Sein in der Welt von gestern, von vorgestern. Für Bloch liegt der Sinn von Sein in der Welt von morgen, übermorgen. Wenn Heidegger von Seinsvergessenheit spricht, das meint das ja, dass wir die Wahrheit des Seins vergessen haben, er hat demzufolge die Wahrheit des Seins; Bloch dagegen muss sich seine Wahrheit des Seins erst noch erdenken, eingedenken. Heideggers Wahrheit des Seins ist manifest, Blochs Wahrheit des Seins ist latent, nur in Spuren, Bruchstücken ist das Abwesende für ihn anwesend, das erst zu einem neuen Ganzen zusammen gesetzt werden muss.

Nach Kant, und in dieser Traditionslinie ist auch Ernst Bloch zu sehen, können die Gesetze, die in unserer Welt gelten, durch die Gesetze verändert werden, die wir über uns selbst einsetzen. Selbstgesetzgebung ist nämlich der Grund der Weltgesetz-

**27** Vgl. Walter Markov: *Die Utopie des Citoyen*. S. 74-80. **28** Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. S. 1628. **29** Vgl. Karl Jaspers: *Notizen zu Martin Heidegger*. München / Zürich 1989. S. 35.

gebung. Sich selbst ein Gesetz und damit sich selbst eine Welt zu geben, ist aber Freiheit. Hoffnung ist kein Fatum, das völlig unverfüglich ist, sondern sie ist eine Frage der Freiheit, sein Leben selbst zu bestimmen durch die Wahl seiner Lebensführung, durch Arbeit an sich, die in allen Lebensphasen zu leisten ist, weshalb Hoffnung und die Fähigkeit sein Leben selbstbestimmt zu führen auch kein Besitztum ist, das man ein für alle mal hat und dann unverlierbar verfügbar bleibt, sondern in das man sich immer wieder neu einüben muss. Arbeitet man nicht mehr an sich, kann man auch seine Hoffnungen begraben. Durch die Arbeit an sich erlernt der Mensch die Fähigkeiten und Fertigkeiten sein Leben selbstbestimmt zu führen und erst in der Arbeit an sich erfährt er sich in seinen ihm eigenen Möglichkeiten, die ihn dann auch hoffen lassen können.

Freilich kann man in der Arbeit an sich und mit sich auch erfahren, was man nicht kann, was einen hoffnungslos macht, aber die gelungene Arbeit an sich und mit sich ermutigt auch, lässt Erwartungen, Vertrauen und Zuversicht wachsen, lässt uns mit uns selbst befreundet sein, lässt uns an uns selbst freuen. Es gibt aber keine Hoffnung ohne Freundschaft, ohne Freude, denn die Hoffnung ist immer auf etwas Erfreuliches gerichtet, das uns freudig macht. Aber es ist auch so, das Freude an uns selbst, uns die Welt ganz anders sehen lässt und wir in der Welt Erfreuliches entdecken, wo der ewige Griesgram nur phantasielos Grau in Grau malt und überall nur Zerfall und Untergang sieht. Wer an sich keine Freude hat, der wird auch in der Welt nichts Erfreuliches finden, wer von sich nichts erwartet, der wird auch von der Welt nichts erwarten, wer von sich entmutigt ist, der wird keine Zuversicht haben.

Auch hier gilt es grundsätzlich zu berücksichtigen: »Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben.«<sup>50</sup> Es gibt keine Hoffnung, keine Zuversicht und Erwartung ohne Selbstvertrauen des Individuums. Dieses Selbstvertrauen aber hat es nicht einfach, sondern es muss es immer wieder erwerben durch

die gelungene Arbeit an sich und mit sich, wodurch es sich Ansprüche auf die Achtung seiner Würde erwirbt und es verdient, in seiner Würde anerkannt zu werden. In dem wir in der Lebenskunst lernen, uns selbst in unseren Möglichkeiten zu erschließen, lernen wir auch uns selbst zu vertrauen, von uns etwas zu erwarten, zuversichtlich zu sein, also zu hoffen. Das Erhoffte ist dann nicht mehr das, was uns gegenübersteht und von dem wir die Erlösung erwarten, sondern wir selbst sind dann der Grund der Hoffnung, wir nehmen uns selbst in die Hoffnung hinein und sind zugleich das Erhoffte. Weil wir durch uns selbst für uns selbst eine Hoffnung sind, können wir für andere eine Hoffnung sein und können im Anderen Hoffnung entdecken und nicht nur den Feind, die Bedrohung, den Krieg in ihm sehen. Unsere Selbstmacht, unsere Macht über uns selbst, lässt uns die Macht der Hoffnung erfahren; Selbstmacht lässt uns erfahren, was positiv auf uns zukommen kann, das uns hoffen lässt. Die Kraft der Schwachen kann also nur hoffen machen, wenn sie es lernen, ihr Leben selbst bestimmt zu führen.

Hoffnung ist also nicht von (Selbst-)Macht getrennt und Macht ist all das, das wir vermögen. Was wir vermögen ist, aber auch das Mögliche, das wir machen können. Hoffnung ist also auf die Macht des möglichen Machbaren (durch uns selbst) wesentlich bezogen.

Hoffnung ist lehrbar und Hoffen kann man lernen, wenn man sie als »Arbeit gegen die Lebensangst«<sup>51</sup> und als Kampf um die eigene Lebenswürde konkret, existenziell und pragmatisch versteht.

Hoffen ist lehrbar und lernbar im Kampf um ein bejahenswertes Leben, im Kampf um die Wahrung der Würde des Menschen. Aber das Recht auf Wahrung der Würde des Menschen muss erstritten werden:

»Es gibt keine *angeborenen* Rechte, sie sind alle erworben oder müssen im Kampf noch erworben werden. Der aufrechte Gang veranlagte erst zu etwas, das gewonnen werden muss.«<sup>52</sup> Die Wahrung der

**50** Goethes Werke. Hamburger Ausgabe. Band 3. S. 67. **51** Vgl. Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. S. 1. **52** Ernst Bloch: *Naturrecht und menschliche Würde*. In: Ders.: *Werkausgabe*. Band 6. Frankfurt a.M. 1985. S. 215.

Würde des Menschen ist und bleibt ein Zukunftsproblem ersten Ranges und darauf vor allem muss eine Lebenskunst der Hoffnung zielen.

Menschenrechte sind Rechte, die auf die Wahrung der Wesensbestimmungen (Würde) des Menschen zielen und sie müssen sich daher in der Wesensbestimmung des Menschen gründen. Der moderne Mensch ist aber ein zwecktätiges, nach Selbstbestimmung strebendes Wesen. Menschenrechte sind daher Rechte eines Wesens, das arbeitet – mit sich und an sich, was nicht heißen muss, dass es Erwerbsarbeit haben muss, um als arbeitend zu gelten.

Das Können an und mit sich zu arbeiten hat mindestens zwei grundlegende Bedingungen zur Voraussetzung.

Erstens individuelle Fähig- und Fertigkeiten, die durch Askese erlernt werden können, die davon ausgeht, dass wer sich nicht selbst beherrscht, von anderen beherrscht wird und daher Selbstbeherrschung die Voraussetzung von Selbstregierung ist.

Zweitens aber hat die Arbeit an sich eine gesellschaftliche Grundsicherung der Subjekte zur Bedingung.

Die Arbeit an sich, die Selbstbildung ist nicht nur Bedingung der Möglichkeit, dass man von der Gesellschaft eine existenzielle Grundversorgung erhält, sofern man sie nicht selbst garantieren kann, sondern die mögliche existenzielle Grundsicherung eines jeden bedürftigen Individuums durch die Gesellschaft ist Bedingung der Möglichkeit der Verwirklichung des Gestaltungsauftrages des Menschen an und für sich.

Die Mobilisierung der Arbeit an sich hat gesellschaftlich-materielle Rahmenbedingungen zur Voraussetzung, die Einforderung von Eigenverantwortung für die Lebensführung des einzelnen hat die Gewährleistung der Existenzsicherung durch den Staat zur Bedingung: »es gibt sowenig menschliche Würde ohne Ende der Not, wie menschengemäßes Glück ohne Ende alter oder neuer Untertänigkeit«. <sup>35</sup>

Das »Ende der Not« als Bedingung der Möglichkeit menschlicher Würde, darf dabei nicht bloß existenziell-physisch aufgefasst werden, es geht nicht nur um eine garantierte Grundversorgung für Essen, Kleidung und Wohnung, sondern es geht auch um die Mittel zur Teilhabe am politischen und kulturellen Leben der Gesellschaft. Nicht nur die unmittelbar physische Verelendung muss gebannt werden, sondern vor allem die kulturell-intellektuelle und politische Verelendung. Die Lebenskunst ist kein Luxus für einzelne, sondern sie muss demokratisiert werden, das heißt vom Staat durch ein Grundeinkommen garantiert werden.

Auch darf die Gewährung existenzieller Transferleistungen nicht einseitig an Erwerbsarbeit gebunden werden, das benachteiligt schon jetzt vor allem die jüngeren Generationen, wie auch die Erwerbsarbeit so entlohnt und zeitlich begrenzt werden muss, dass man von einem Job würdevoll leben kann. Das Lebenkönnen ist nicht nur durch Arbeit bedingt, sondern die Bedingungen der Arbeit müssen so sein, dass ich auch in Würde leben kann.

Maß des Reichtums ist nicht die Arbeitszeit allein, sondern die frei verfügbare Zeit des einzelnen zur Entfaltung seiner Fähigkeiten, der Sinn des Seins ist nicht der Sinn des Habens, sondern das Reich der Freiheit vom Sinn des Habens.

Die pragmatische Utopie einer demokratisch verfassten, gerechten Gesellschaft autonomer Individuen, die die Art und Weise ihre Zusammenlebens selbst bestimmen, basiert auf der Arbeit an und mit sich in der Gemeinschaft mit Anderen. Das Gesellschaftsmitglied und der Staatsbürger wird in diesem Projekt einer neuen Moderne als ein Individuum begriffen, das das Recht, aber auch die Pflicht hat, aus seinem Leben etwas Produktives zu machen, seine Fähigkeiten und Fertigkeiten voll zu entfalten, seine Talente nicht verkommen zu lassen.

Grundlegend für diese pragmatische Utopie ist »die Einsicht, dass wir für die Gestaltung unseres eigenen Lebens verantwortlich sind«. <sup>34</sup>

<sup>35</sup> *Ebenda*. S.14. <sup>34</sup> Vgl. Jürgen Habermas: *Wer kann wen umarmen?* In: »FAZ« vom 18.12.2006. <sup>35</sup> Vgl. Wilhelm Schmid: *Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst. Die Frage nach dem Grund und die Neubegründung der Ethik bei Foucault*. Frankfurt a.M. 1991. S. 327.

Dieses Selbstgestaltungsgebot ist nicht zu trennen vom Dacapo-Blick auf uns selbst. Der hypothetische Iterativ, »so zu handeln, *als ob* dasselbe wiederkehren könnte«<sup>35</sup> enthält das alltägliche Erinnerungsgebot, sich zu fragen, was man getan hat und ob man das, was man getan hat, wieder wollen kann oder nicht. Der alltägliche Dacapo-Blick auf uns selbst ist der im alltäglichen Dasein anwesende Jüngste Tag, an dem wir Rechenschaft ablegen müssen, aber nicht allein über die Wunden, die wir anderen zugefügt haben, sondern die wir uns selbst zugefügt haben, an dem wir Rechenschaft ablegen müssen nicht allein darüber, wie andere unser Leben, sondern wie wir selbst unser Leben verspielt haben, weil wir es falsch genutzt haben.

Das Lebensrecht im Sinne des hypothetischen Iterativs enthält also das Gebot aus einem Leben an

sich ein Leben für sich zu machen, aus einem möglichen Leben ein wirkliches Leben zu machen, aus sich zu machen, was man wirklich sein könnte.

In dem Projekt des sich selbst, immanent transzendierenden Menschen durch das Können, sein Leben selbstbestimmt zu führen, ist »Das Prinzip Hoffnung« existenziell anwesend und Hoffen zugleich lehr- wie lernbar!

Die Hoffnung dient dem Leben, ohne sie ist alles sinnlos, und ermöglicht erst ein bejahenswertes Leben, das aber als solches von Individuum selbst gestaltet muss. Daher braucht Hoffnung die Lebenskunst. Damit wird eines der schwierigsten Probleme im utopischen Marxismus Blochs aufhebbar: nämlich emanzipatorische Potenziale nicht nur auch, sondern gerade innerhalb der bestehenden modernen Gesellschaft aufzuweisen.



*Bild 9* – Die letzten Jahre: Walter Markov mit Ehefrau. Summt Anfang der 1990er Jahre.



JUTTA SEIDEL

## Anmerkung zum Beitrag von Volker Caysa

Es sei mir gestattet, einige wenige Anmerkungen anzubringen, die das von Volker Caysa behandelte Utopie-Verständnis bei Walter Markov – Ernst Bloch – Helmut Seidel ergänzen dürften. Ich stütze mich dabei auf Auszüge aus Briefen von Walter Markov an Helmut Seidel.

Zur Vorgeschichte nur so viel:

Anlässlich des 100. Geburtstages von Ernst Bloch veranstaltete die Sektion Marxistisch-Leninistische Philosophie der Karl-Marx-Universität Leipzig am 28. Juni 1985 ein Wissenschaftliches Kolloquium zum Thema »Ernst Bloch und die spätbürgerliche Philosophie«. Helmut Seidel hielt das einleitende Referat »Metaphysik des ›Noch-Nicht‹. Kritische Bemerkungen zu Grundlagen der Philosophie von Ernst Bloch.« Aus gleichem Anlass veröffentlichte er in Nr. 7/1985 der Deutschen Zeitschrift für Philosophie einen Aufsatz zum Thema: »Metaphysik des Utopischen« – Zur Wiederauflage von Ernst Blochs »Freiheit und Ordnung«. Abriss der Sozialutopien. Lizenzausgabe bei Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig 1985.

Helmut Seidel hatte Walter Markov bereits zuvor über diese Vorhaben informiert und ihm noch vor Erscheinen des Aufsatzes in der Zeitschrift für Philosophie sein Manuskript übersandt und zur Teilnahme am Kolloquium eingeladen. Er kannte seit dem Beginn seiner Tätigkeit am Philosophischen Institut im August 1956 das Interesse Markovs an Blochs Schaffen und hoffte daher nicht ohne Grund auf dessen Unterstützung.

Am 18. Juni 1985 antwortete Walter Markov wie folgt:

»Lieber Herr Kollege, mit allergrößtem Interesse habe ich Ihre Einführung zu Blochs 100. gelesen. Wie schade, dass ich für einige Wochen von Leipzig abwesend sein und die Veranstaltung deshalb ver-

passen werde. Des Reclam-Bandes habhaft zu werden, sollte mir aber gelingen.

Nach meinem Eindruck ist es eine gute, d.h. ausgewogene Einführung. Im Prinzip entspricht sie wohl auch der ›gegenwärtigen Linie‹.

Trotzdem mag es verschiedentlich Widerspruch geben – ob er ausgesprochen wird, ist eine andere Frage.

*Ich* hätte nur eine redaktionelle Bemerkung: Auf S. 2 [im Manuskript, in der Zeitschrift S. 629 – J.S.] hätte ich einen Satz ›ausgeschmückt: ›- bei Becher aus München anders als bei Brecht *aus Augsburg*, bei von Lukács anders als bei *seinem Jugendfreund Bloch*«.

Solche Knackmandeln bereiten manchem Freude. Herzlichst Ihr W.M.« (Im veröffentlichten Text konnten Markovs »redaktionelle Spitzen« keinen Niederschlag mehr finden.)

In seinen Grüßen zum Jahreswechsel 1985/86 kam Markov noch einmal auf das Bloch-Kolloquium der Sektion und die geplante Veröffentlichung der Beiträge zurück und schrieb an Helmut Seidel, dass er »sich sehr freuen würde, wenn Sie ihm ein Exemplar Ihres Bloch-Protokolls reservieren würden. Die Aufarbeitung des ›Erbes‹ macht rasante Fortschritte.« Die Beiträge des Kolloquiums »Ernst Bloch und die spätbürgerliche Philosophie« erschienen Ende 1985 im Rahmen der Wissenschaftlichen Beiträge der Karl-Marx-Universität Leipzig. Und natürlich – Walter Markov erhielt das gewünschte Exemplar.

Wenige Jahre später bedankte er sich zum Jahreswechsel 1988/89 für die Übermittlung von Karola Blochs Grüßen aus Tübingen und meinte, dass er sich über nähere Berichte sehr freuen würde, denn als »H. Mayer hier war, erzählte er auch manches, jedoch vielleicht aus doch sehr subjektiver Sicht?« Keine Frage, das Interesse am weiteren Schicksal des Bloch'schen Erbes und insbesondere seines Uto-

pie-Verständnisses blieb bei Walter Markov lebendig. Dasselbe gilt auch für Helmut Seidel, der in ei-

ner seiner letzten Arbeiten zu dem großen Thema »abstrakte oder konkrete Utopie« zurückkehrte.<sup>1</sup>

*1 Helmut Seidel: »Utopischer« und/oder »wissenschaftlicher Sozialismus?« Eine Vorbemerkung und fünf philosophie-historische Anmerkungen. In: Linke Utopien – die Zukunft denken. VI. Rosa-Luxemburg-Konferenz 24./25. März 2006. Band I. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen. Leipzig 2006. S. 15-22.*



*Bild 10* – Grabstätte: Walter Markov ruht neben seinen Schwiegereltern.  
Sommt 1995.



WOLFGANG GEIER

## Walter Markov – Karl Lamprecht\*, Jacob Burckhardt und die Folgen

Das Anliegen dieser Kolloquia ist, Markovs wissenschaftliches Werk lebendig zu erhalten und wo möglich weiter zu erschließen. Das ist auch deshalb notwendig, weil die gegenwärtige offizielle Universitätsgeschichtsschreibung, wie ihre Veröffentlichungen zeigen, mit dem marxistischen Historiker Markov nichts Rechtes anzufangen weiß – von dem »Unrechten« gar nicht zu reden.

Die Herausgeber der *Berlinischen Monatschrift* hatten im Jahre 1784 die Frage »Was ist Aufklärung?« gestellt. In einem Leserbrief vom 30. September 1784 schrieb der Philosoph Immanuel Kant aus Königsberg:

»Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen ... [und Aufklärung ist die – W.G.] Freiheit, von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen.«<sup>1</sup>

Walter Markov nun lebte anders als manche Historiker der DDR in einer Art selbstgewählter Einmaligkeit; es mag in den letzten Jahren auch Einsamkeit gewesen sein. Daran änderte wohl auch die Hinwendung zur PDS nichts mehr. Sein Fazit lautete, dass der »reglementierte Sozialismus des 20. Jahrhunderts als untaugliches, widerlegtes Experiment in einer Sackgasse endete«.

Für weitere Beschäftigungen mit Markov sollen hier einige wenige Anregungen gegeben werden, die sich aus dem Wirken von Karl Lamprecht und

Jacob Burckhardt und möglichen Spuren beider im Lebenswerk Markovs ergeben.

Als Markov im Jahre 1949 einen Lehrstuhl für Neuere Geschichte an der Universität Leipzig erhielt, wurde er gleichzeitig Direktor des noch bestehenden und so bezeichneten Instituts für Kultur- und Universalgeschichte. Dessen Bezeichnung und Einrichtung an der Universität Leipzig im Jahre 1909 hatte Karl Lamprecht gegen heftigen Widerstand aus der Zunft der deutschen Historiker, aber immerhin mit Unterstützung des zuständigen kgl. sächs. Ministeriums durchgesetzt. Lamprecht blieb vom Beginn seines Wirkens bis zu seinem Tode 1915 in Leipzig ein Außenseiter in dieser Zunft. Er entwarf und verwandte in Forschung und Lehre einen Ansatz, der in der damaligen deutschen Geschichtswissenschaft – noch dazu im Zusammenhang mit dem sogenannten »Methodenstreit« – als »unerhört« angefeindet, gleichzeitig etwa in der franko- und anglophonen Historiographie mit zunehmendem Interesse angenommen wurde: Kulturgeschichte als (qua) Universalgeschichte aufzufassen und dafür eine entsprechende »kulturhistorische Methode« zu entwickeln.<sup>2</sup>

Der sogenannte »Methodenstreit« bestand im Grunde darin, dass seitens der Naturwissenschaften beansprucht wurde, ihre Gegenstände nomothetisch (Gesetze erkennend und anwendend) zu erfassen, während dies in den Kulturwissenschaften nur idiographisch (Erscheinungen erfassend und beschreibend) geschehe.

Lamprecht wollte nun die Geschichtsschreibung zu einer exakten Wissenschaft machen: Ihre Aufgabe sei die Ermittlung von Gesetzmäßigkeiten aus dem Verhältnis von Allgemeinem, Besonderem

\* Im Jahre 1993 wurde an dem in Gründung befindlichen Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig ein Kolloquium mit internationaler Beteiligung zu Karl Lamprecht veranstaltet: Wolfgang Geier und Harald Homann (Hrsg.): *Karl Lamprecht im Kontext. Leipzig 1993*. 1 *Berlinische Monatschrift (1783-1796)*. Hrsg. v. Friedrich Gedike und Johann Erich Biester. Auswahl. Leipzig 1986. S. 89f. 2 *Karl Lamprecht: Alte und neue Richtungen der Geschichtswissenschaft (1896); Was ist Kulturgeschichte? (1897); Moderne Geschichtswissenschaft (1905); Einführung in das historische Denken (1912)*.

und Einzelnen in historischen Prozessen; die Aufdeckung von Analogien zwischen Natur- und Gesellschafts-/Geschichtsgesetzen; die Erfassung der Geschichte als gesetzmäßige Entwicklung sozialpsychischer Kräfte, auch im Anschluss an Wundt; die vergleichende Untersuchung der Geschichte anderer Völker vor allem hinsichtlich ihrer kulturellen Eigenschaften, Merkmale und Ergebnisse, schließlich also die Betrachtung der Welt- oder Universalgeschichte mittels einer eigens entworfenen vergleichenden Methode.

Mit diesem wissenschaftlichen und institutionellen Erbe – sowohl in der Forschung als auch in der Lehre – wurde nun Markov gewissermaßen konfrontiert.

Es war allerdings unterbrochen und gebrochen durch jene Jahre zwischen 1934 und 1945, als Freyer diesem Institut vorstand und es zu einer Stätte besonderer Vermittlungen nationalsozialistischer Ideologie und Politik gemacht hatte.<sup>3</sup>

In den bisherigen Kolloquia der Rosa-Luxemburg-Stiftung sowie den Veröffentlichungen anderer Personen und Institutionen erscheint diese Nachfolge an dem von Lamprecht gegründeten Institut, mit dem das Wirken Markovs an der Leipziger Universität beginnt, nur randständig oder ungenau. Die Schwerpunkte der Beschäftigungen mit Markov auch in den bisherigen Kolloquia liegen auf den anderen, hinreichend bekannten Gegenständen und Themen seiner Forschungen, Lehre und Veröffentlichungen wie jenen zur Französischen Revolution, zu den Afrika-Wissenschaften, zur Universal- qua Revolutionsgeschichte. Es wäre also wünschenswert, sich künftig genauer und gründlicher etwa damit zu beschäftigen, ob und wie Markov die methodischen Ansätze seines Amtsvorgängers Lamprecht: Kultur- qua Universalgeschichte zu betrachten und dafür eine eigene kulturhistorische Methode zu entwickeln und anzuwenden eigentlich und tatsächlich reflektiert und rezipiert hat; eine am Schluss dieses

Beitrages noch zu erwähnende Bemerkung Schleiers reicht zur Erklärung nicht aus.

Das wäre auch aus einem anderen, bereits angedeuteten Grunde interessant: Markov war ein vor allem im Ausland angesehener DDR-Historiker, hierzulande war er zwar trotz der Brüche in seiner politischen Biographie bekannt und geachtet, schließlich geehrt und ausgezeichnet, jedoch im Unterschied zu den tonangebenden Personen und Institutionen der DDR-Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften in einem eher im oben erwähnten Sinne »selbstgewählten« Zustand der »Einmaligkeit« – um dies mit dem seinem Leben und Wirken gemäßen Respekt auszudrücken.

Dies führt zu einem anderen Gesichtspunkt, der mit dem Werk Jacob Burckhardts verbunden ist. Burckhardt wurde in der DDR zwar verlegt, jedoch immer unter den Vorzeichen einer marxistisch-leninistischen kritischen Auseinandersetzung mit seiner so bezeichneten »bürgerlichen, idealistischen« Geschichtsauffassung und -schreibung, eine nennenswerte Lehre fand über ihn/zu ihm nicht statt.

Lamprecht war kaum ein Thema in der hierzulande – wenn überhaupt – betriebenen Geschichte der Geschichtswissenschaften, Burckhardt kam dort höchstens unter den eben beschriebenen Verdikten vor. Beide spielten jedoch etwa in den Kulturwissenschaften, insbesondere in der Behandlung ihrer Geschichte, überhaupt keine Rolle. Dies war angesichts der hervorragenden Leistungen beider – Burckhardt etwa mit seiner bis heute unübertroffenen »Kultur der Renaissance in Italien«, Lamprecht mit den oben beschriebenen Anspruch: Universal-qua Kulturgeschichte zu fassen – schon mehr als befremdlich. Die Kulturwissenschaften an der Karl-Marx-Universität Leipzig werden in einem anderen Zusammenhang behandelt.<sup>4</sup>

Im Jahre 1985 erschienen nun in Leipzig Jacob Burckhardt: *Weltgeschichtliche Betrachtungen. Über geschichtliches Studium. Historische Fragmente,*

<sup>3</sup> Vgl. dazu Wolfgang Geier: »Deutsche, nationale Soziologie« an der Universität Leipzig 1933 bis 1945: Freyer, Gehlen, Schelsky und die Folgen. In: KULTURSOZIOLOGIE 18(2009)1. Leipzig / Berlin 2009. S. 9-24. <sup>4</sup> Die Rosa-Luxemburg Stiftung und die Gesellschaft für Kultursoziologie veranstalteten jeweils im November 2007, 2008, 2009 Kolloquia zur 600jährigen Geschichte der Universität Leipzig (1409-2009). Im dritten Kolloquium am 14. November 2009 zum Thema: Die Universität Leipzig zwischen Aufbruch (1945) und Abwicklung (1990) ist dazu ein Beitrag enthalten: Wolfgang Geier: Kulturwissenschaften an der Universität Leipzig in den 1980er Jahren – Dilemmata und Defizite; siehe die entsprechenden Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung 2010.

herausgegeben von Johannes Wenzel. Er bezeichnet im Nachwort Markov als seinen akademischen Lehrer, »der diese Edition anregte und wissenschaftlich begutachtete«<sup>5</sup>. Wenngleich der Herausgeber betont, dass »das Studium [des Burckhardtschen –W.G.] Werkes – bei dem notwendigen Wissen um seine theoretischen Grundlagen – zu einer echten Bereicherung führen«<sup>6</sup> kann, so darf doch bezweifelt werden, ob der akademische Lehrer Markov mit manchen Deutungen Burckhardts durch seinen Schüler Wenzel einverstanden gewesen sein kann, ebenso wenig, wie mit den von diesem immer wieder zitierten rigorosen Verdikten Kuczynskis, die eine Zeitlang in den DDR-Gesellschaftswissenschaften geradezu als sakrosankt galten, wenngleich sie mitunter unzutreffend oder einfach töricht waren.

Nach Wenzel »hätte Burckhardt Kapitalismus und Imperialismus gleichermaßen«, »fürchtete sich vor bürgerlicher wie sozialistischer [im letzten Drittel des 19. Jh.?! – W.G.] Demokratie«, »ahnte die faschistische Version des in sein imperialistisches Stadium getretenen Kapitalismus«<sup>7</sup> (S. 600) voraus und dergleichen Merkwürdigkeiten mehr.

Wie dem auch sei: Es geht hier nicht um einige nur unrichtige oder unsinnige Kommentare Wenzels zu Burckhardt, sondern um etwa anderes: Natürlich kannte Markov das Werk dieses bedeutenden schweizerischen Historiographen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.

So bemerkt er beispielsweise in einem frühen Beitrag »Zur Krise der deutschen Geschichtsschreibung«, dass Burckhardts »Haß auf Preußen« ihn »immun gegen ... preußische Untertanen-Idolatrien«<sup>8</sup> gemacht habe.

In »Karl Lamprecht. Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie«, Leipzig 1988, bemerkt Hans Schleier in seinem einleitenden Beitrag: »Der Kulturtheoretiker Karl Lamprecht, der »Metho-

denstreit« und die Folgen«<sup>9</sup> schließlich zu Markovs Nachfolge an Lamprechts Institut: »Insbesondere das Institut für Allgemeine Geschichte, Abteilung Neuzeit, unter Leitung Walter Markovs hat an Lamprechts Anregungen zu vergleichender Kultur- und Universalgeschichte angeknüpft, sie aber auf neuer, höherer geschichtstheoretischer Stufe weiterentwickelt: Markov verwies wiederholt darauf, dass die kritische Aneignung des Lamprechtschen Erbes durchaus noch nicht im möglichen Umfang vollzogen ist«<sup>10</sup>.

Was Schleier damit genau meint, ist unklar. Dies war 1988 wohl auf einen »Wechsel der Wegzeichen« in der DDR hin gedacht und geschrieben.

Dieser Wechsel fand nicht statt, die DDR endete nach zwei Jahren in der zitierten »Sackgasse«. Markovs Leben war fünf Jahre später vollendet.

Die Frage, ob und welche Spuren das »Lamprechtsche Erbe« nun in Markovs gesamtem Werk hinterlassen hat, bedürfte künftig genauerer und sicher auch lohnender Untersuchungen. Einige Deutungen in neueren Veröffentlichungen etwa von Mitgliedern der Leipziger Lamprecht-Gesellschaft lassen den Eindruck entstehen, dass dieses »Erbe Lamprechts bei Markov« erkennbar sei, die Nachweise bleiben die »Erben« jedoch schuldig.

Die Spurensuche Markov-Burckhardt allerdings würde sich auch auf die jahrzehntelange Beschäftigung Markovs mit der Französischen Revolution, ihrer Vor-, Verlaufs- und Nachgeschichte beziehen können. Nun hat sich Burckhardt mit Themen dieser Revolution nicht wie Markov enzyklopädisch-systematisch, sondern eher marginal beschäftigt. Es gibt jedoch von ihm nicht nur in dem erwähnten herausgeberischen Verschnitt der *Weltgeschichtlichen Betrachtungen*, sondern vor allem in seinen über Jahrzehnte reichenden Vorlesungen bemerkenswerte Hinweise auf diese Revolution, etwa die

**5** Jacob Burckhardt: *Weltgeschichtliche Betrachtungen. Über geschichtliches Studium. Historische Fragmente*. Hrsg. von Johannes Wenzel. Leipzig 1985. S. 601. **6** *Ebenda*. **7** *Ebenda*. S. 600. **8** Walter Markov: *Zur Krise der deutschen Geschichtsschreibung*. In: *Sinn und Form*. Berlin 2(1950)2. S. 117. **9** Hans Schleier: *Der Kulturtheoretiker Karl Lamprecht, der »Methodenstreit« und die Folgen*. In: *Karl Lamprecht: Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie*. Leipzig 1988. S. 7ff. **10** Walter Markov: *Erweiterung*. In: *Nachdenken über Geschichte in unserer Zeit (=Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. 1975. Nr. 13/G)*. Berlin 1975. S. 21.

Jacobiner-Diktatur, die Haltungen europäischer Mächte, die Wirkungen dieser Revolution auf die europäische Geschichte.

Eine solche Spurensuche wäre interessant und ergiebig, wenngleich Burckhardt in den Revolutionsschriften Markovs unmittelbar ebenso wenig erscheint wie etwa bei Soboul oder Kossok.

Mit zwei Beispielen kann dies gezeigt werden.

Burckhardt hatte nicht, wie Wenzel meint, »Angst vor der oder Haß auf die Formen bürgerlicher Demokratie«, wie sie zwischen 1789 und 1795 erschienen, sondern er misstraute ihnen insofern gründlich, weil er glaubte, weder Girondins noch Jakobins oder andere könnten die hehren Ansprüche »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« praktisch verwirklichen – weder ohne Gewalt noch durch sie.

Markovs Kritik an der »Jakobinerinflation« ist wenigstens teilweise analog: Er verurteilt den »Scheinjakobinismus« und kommt zu dem Schluss, dass die zwischen den politischen Extremen schwankenden Parteien des Bürgertums schon zu sehr »Josefiner« geworden wären, als noch »Jakobiner« werden zu können – vice versa.<sup>11</sup>

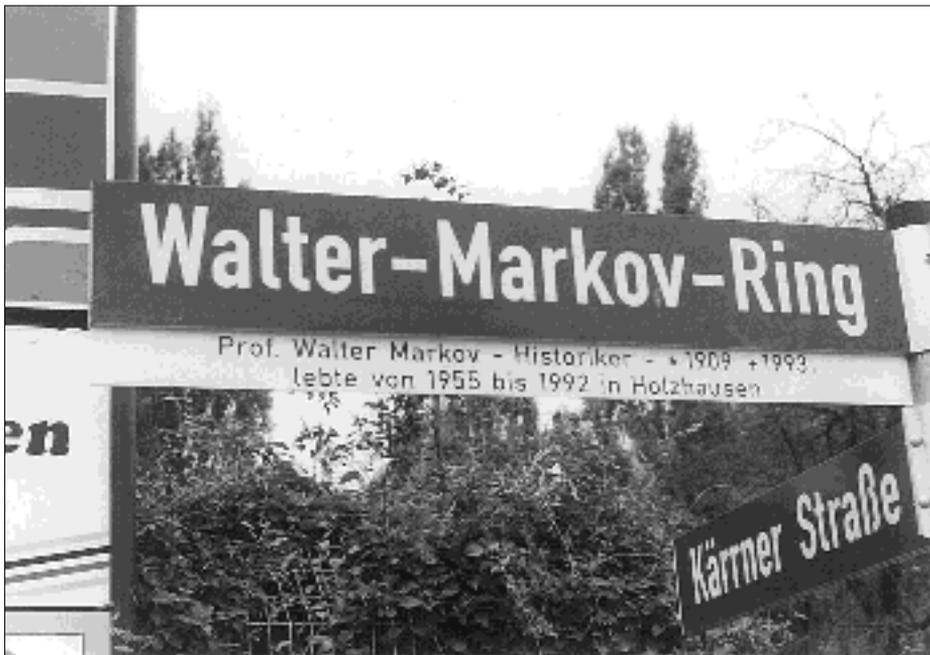
Burckhardt wendet sich in seinen Vorlesungen gegen das im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts weit hin vorhandene Desinteresse an den europäischen Revolutionen – von der englischen in der zweiten Hälfte des 17. über die französische Ende des 18. bis zu jenen europäischen des 19. Jahrhunderts.

In seiner Öffentlichen Vorlesungsreihe *Revolution und Weltgeschichte* nun fragt Markov seine Zuhörer:

»Warum und worin streiten sie [die Historiker – W.G.] eigentlich immer noch –oder schon wieder – über ein Ereignis, das einer längst versunkenen Epoche angehört, einer Zeit, in der die Mannsbilder noch mit bepuderten Zöpfen herumliefen und mit Gänsekiel schrieben? Kann es denn – außer einer ganz engen professionellen Fachriege – noch irgendetwas vermitteln, was sozusagen unter die eigene Haut geht?«<sup>12</sup>

Das kann es schon, etwa durch die angedeuteten weiteren Forschungen zu Markovs Lebenswerk, die damit verbundenen offenen Fragen und die immerhin möglichen Antworten.

<sup>11</sup> Walter Markov: *I giacobini dei paesi habsburgici*. In: *Studi Storici* 3. 1962. S. 508f. <sup>12</sup> Walter Markov: *Legende und Wirklichkeit einer großen Revolution*. (=Leipziger Universitätsreden. Neue Folge. Heft 59.) Leipzig 1983. S. 1.



*Bild 11* – Spuren: Holzhausen hat eine Straße nach Walter Markov benannt. Holzhausen Mitte der 1990er Jahre.



MANFRED LAUERMANN

## Ein melancholischer Marxist: der Historiker Walter Markov

*Auf dem Wege der Zivilisation ist nichts  
gewisser von jedem Schritte zurück, als daß  
er noch einmal vorwärts getan werden muß*

Carl Gustav Jochmann

*denn die Perioden des Glücks sind für die  
Geschichte leere Blätter, denn der Gegenstand  
der Geschichte ist wenigstens Veränderung*

Hegel

Für Winfried Schröder (1930-2006)

Dieser Aufsatz, in dem Motive meines Vortrages einfließen, möchte sich zwei Fragen nähern – sie zu beantworten kann höchstens bei der ersten versuchsweise gelingen. Erstens, was macht die Besonderheit (*Besonderheit* stets im Hinblick auf die hegelsche Kategorie in der Form von Lukács) des Historikers Markov aus? Was seinen spezifischen Denkstil, seinen ihn antreibenden Schreibimpetus? Zweitens, worin scheitert er und warum, was gelingt ihm, was nicht? Diese Frage sei nur aufgeworfen, bestenfalls einige flüchtige Vor-Eindrücke seien angedeutet. Den Übergang zu beiden Fragen bildet ein kleiner Exkurs zu Hegel und Ranke, der mir bei dem Vortrag spontan einfiel. Da die zweite Frage unbeantwortet bleibt, endet der Aufsatz mit einer Notiz zu Robespierre.

Während der Niederschrift dieses Vortrags der Markov-Tagung zum 100. Geburtstag konnte ich ein Unbehagen nicht loswerden, welches ich bereits

während meines Vortrages bedrückend empfunden hatte: Sind wir weiter gekommen in dem Betrachten des historischen Werkes von Walter Markov, weiter und belehrter als im Kolloquium vom 16. und 17. April 1994? Zwar verneint Middell die Möglichkeit, wir würden seine Werke »nur kommemorativ zur Hand nehmen«<sup>1</sup>, aber ist es denn letztlich nicht so? Und wenn, wäre das ungewöhnlich, werden nicht die Erkenntnisse eines Historikers entsubjektiviert Teile eines unendlichen Wissensstromes, ist nicht immer im Resultat der Prozess erlöscht? Kann inzwischen mehr oder Altes differenzierter gesagt werden, als vor fünfzehn Jahren? Küttler, damals: Es »bleibt bei einem Blick auf gesamtgesellschaftliche Intention und Wirkung der Eindruck zutreffend, daß die kreative Offenheit und die universale Dimension der Markovschen Konzeption in der Geschichtskultur der DDR nicht bestimmend werden konnten«<sup>2</sup>. Was wird er jetzt zu sagen haben, was jetzt sagen wollen,

**1** Matthias Middell: »Gelesen, aber ehrlich gesagt nicht für marxistisch gehalten!«. *Walter Markov in der DDR-Geschichtswissenschaft*. In: Manfred Neuhaus / Helmut Seidel u. a. (Hrsg.): »Wenn jemand seinen Kopf bewußt hinhielt ...« Beiträge zu Werk und Wirken von Walter Markov. Leipzig 1995. S. 126. **2** Wolfgang Küttler: »Weltgeschichte im Revolutionsquadrat«. In: Manfred Neuhaus / Helmut Seidel u. a. (Hrsg.): »Wenn jemand seinen Kopf bewußt hinhielt ...« S. 131. Wer wenn nicht Küttler, konnte wissen, dass ein klassischer Gebrauch der Quadrat-Metapher ex negativo das Wort Revolutionsquadrat antizipiert? Ich meine folgende Wendung: »Der Zarismus war der Extrakt der negativen Seiten des Imperialismus, zum Quadrat erhoben.« Umgedreht: »Die Revolution gegen den Zarismus mußte somit zur Revolution gegen den Imperialismus, zur proletarischen Revolution ausreifen. [...] Daß sie von den ersten Tagen ihrer Entwicklung internationalen Charakter annehmen und daß sie folglich auch das Fundament des Weltimperialismus erschüttern mußte.« J. W. Stalin: *Lenin und der Leninismus*. Wien 1924. S. 10 bzw. 12/13. – Auf Einladung der SMAD hielt Markov 1950 eine Ansprache [vielleicht? Zu Frieden und Freundschaft. Leipziger Kalender 150 –M.L.] und wurde

in der konkurrierenden Veranstaltung, wenn er als Thema ankündigt: »Walter Markov und der Revolutionsvergleich«?<sup>5</sup> Vielleicht können seine Zuhörer von ihm endlich erfahren, was mit der Metapher Revolutionsquadrat<sup>4</sup> gemeint sein soll? Die Quadratur des Kreises? Während der Tagung wurde die eben erschienene Autobiographie Markovs verkauft, von dem sofort erworbenen Exemplar versprach ich mir eine nutzbringende Lektüre für die Rückfahrt, gespannt, ob es gelänge, meinem Unbehagen auf die Spur zu kommen? Schon bei dem Streit der Schüler nach dem Heitkamp-Vortrag<sup>5</sup>, ein emotionaler Disput, der nicht länger vermieden werden konnte, darüber, wie man sich konkret nach dessen Parteiausschluß Markov gegenüber verhalten hätte, bei damals unhinterfragter Geltung der für sich selbst akzeptierten, selbst geglaubten Kausalität von Wissenschaftlichkeit und Parteilichkeit, fielen mir zwei Sätze von Wekhrin ein: »Es ist immer ein falscher Griff, wenn wir andere Menschen so geradehin nach uns beurteilen«<sup>6</sup>, sowie: »Es gibt keinen Um-

weg: entweder man muß das Herz haben, die Wahrheit zu sagen, oder klug genug seyn, zu schweigen.« (W40) In meinem Vortrag klangen diese Gedanken nach, in etwa dergestalt, Markov hätte ein unwahrscheinliches Glück gehabt, aus der Partei exkludiert zu werden, sonst wäre weder kreativer Offenheit noch eine universalen Dimension entstanden, er hätte wie sein großer Antipode Ernst Engelberg, der am 18.12. 2010 mit 101 Jahren verstorben ist, größte Teile seiner Produktivität dem Wissenschaftsbetrieb opfern müssen – allein die Beratungen für kollektive Hochschul-Lehrbücher und das Zuarbeiten für diverse historische Kommissionen der SED seien zur Abschreckung erwähnt. Eine Besonderheit liegt auf der Hand: Das in Deutschland sehr rare symbolische Kapital, das sich Markov in dem für den Nationalsozialismus ausnehmend würdevollen Ort, dem Gefängnis, inbegriffen die Planung und Durchführung des Ausbruchs bei Ende der NS-Zeit, erworben hatte, ermöglichte seinem Freund, dem Physiker und sowjetischen Emigranten Gerhard

*von einem sowjetischen Offizier zur Rede gestellt: »Nun, Genosse Markov, was haben Sie gegen den Genossen Stalin?« »Wie meinen Sie das?« – »Nun, Sie haben ihn bloß viermal erwähnt!« Soweit die Anekdote von Mayer, dem Markov »bleich und verstört« diesen Wortwechsel (in russisch) erzählte. Hans Mayer: Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen II. Frankfurt am Main 1984. S. 19.* **5** Ehrenkolloquium zum 100. Geburtstag von Walter Markov, 5.10.2009. Veranstaltet vom Global and European Studies Institute der Universität Leipzig, der Karl Lamprecht-Gesellschaft in Kooperation mit der Commission Internationale de l'histoire de la Révolution Française beim CISH. Typischerweise ohne französische Beteiligung, anders als zu DDR-Zeiten. Vgl. dagegen einen der letzten Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Berlin (8 G 1990): Jakobinismus und Volksbewegung zur Zeit der Französischen Revolution. [12./13. Oktober 1989 in Leipzig.] Dem Wirken Walter Markovs gewidmet. (Es ist erfreulich wie überraschend, dass zumindest zwei jüngere Kollegen aus den DDR-Tagen Markovs eine Professur im Nachwende-Deutschland erlangt haben: Middell und Michael Zeuske). Unerfreulich bleibt der mangelhafte Anteil von Wissenschaftlerinnen bei Markov-Tagungen: Ausnahme wiederum das Jakobinismus-Kolloquium mit den beiden brillanten Texten von Katharina Middell: »La guerre aux fonctionnaires«, Zu einem Aspekt der politischen Theorie von St. Just (Ebenda. S. 88-92) und zur wohl großen Freude des Geburtstagskinds (sic!): Susanne Petersen: Jacques Roux und die revolutionären Frauen (S. 60-68) – der Vordenker der ökonomischen Gleichheit ist ebenso einer des Feminismus! **4** Walter Markov: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Ausgewählte Schriften mit Biobibliographie und Bibliographie. Berlin 1979. [547 S.]. Der Herausgeber, Markovs Schüler Manfred Kossock, der tragischerweise vor seinem Lehrer starb, deutet an: Quadrat als vierfacher Revolutions-Zyklus einer sich steigenden, multiplizierenden Weltrevolution. I: Die bürgerlichen Revolution (England, die Niederlande) mit der epochalen Vorspiel der Renaissance und der Reformation; II: Die Französische Revolution (mit dem Seitenpfade der amerikanischen); III: Die Oktober-Revolution (von der bürgerlichen zur proletarischen Revolution) und IV: Die Befreiung der Dritten Welt. (Ebenda. S.VII.) **5** Kaum zufällig nach dem Vortrag eines quasi neutralen Beobachters, der 1968 in der alten BRD geboren ist. Seine Schrift, in denen viele Zeitgenossen Markovs vorkommen, war sicherlich den allermeisten Anwesenden und Mitreferenten bekannt. Sven Heitkamp: Walter Markov. Ein DDR-Historiker zwischen Parteidoktrin und Profession. Leipzig 2003. Seine Assistenten waren allesamt Parteimitglieder, zu den Diskussionen über den »Parteifeind« Markov siehe S. 162-171. **6** Wilhelm Ludwig Wekhrin: Spielfennige. Berlin 1983, S.43 (zukünftig zitiert als W. und Seitenzahl). Pünktlich zum Ende der DDR, die sich um viele der Frühaufklärer wie Wekhrin (Das graue Ungeheuer) unendlich verdient gemacht hatte, erschien von der Herausgeberin der Spielfennige die hübsche kommentierte Bibliographie, Karla Müller: Wilhelm Ludwig Wekhrin (1739-1792). Jena 1989.

Harig<sup>7</sup>, seine politische Macht als Staatssekretär für Hochschulwesen der DDR einzusetzen, den mit Ausschluss aus der SED sonst unausweichlichen sozialen Tod durch Ignorieren dieser Parteidummheit zu umgehen, indem er die Professur und damit in eins das monatliche Gehalt kontinuierte. Doch seien wir gerecht: Dass die herrschende kommunistische Partei des Ostens auf ein solches symbolisches Kapital Rücksicht nehmen musste, verstand sich in Deutschland nicht von selbst. »Daß der Antifaschismus in Deutschland im Gegensatz zu Ländern mit festeren freiheitlich-demokratischen Traditionen nie besonders populär, daß er stets Angelegenheit einer beherrschten Minderheit war, ist weder besonders überraschend noch besonders bedeutsam und liegt in der Natur der Sache. Als lästiger Mahner, der jedes schlechte Gewissen stündlich daran erinnerte, daß man sehr wohl anders könne, wenn man nur wolle, zwang er nach 1933 die Schwächlichen zu stets erneuter Selbstanklage.«<sup>8</sup> Für die Minderheit jedoch gilt: »Ist der Faschismus tot, so entbehrt auch die gegen ihn aufgerichtete Front ihrer weiteren Daseinsberechtigung. [...] Stiefkind einer Zeitwende und nicht deren Nutznießer, wie der befangene Antifaschist nur zu gerne annimmt, sieht sich der schlichte Antifaschist ... gewissermaßen zwischen zwei Stühlen gesetzt und empfindet das schmerzliche.«<sup>9</sup>

In diesen Überlegungen von 1947 kommt ein Charakterzug Markovs zum Tragen, der für einen Marxisten seltsam anschlägt: die Melancholie. Wie anders wäre denn treffender seine Einsicht zu bezeichnen, der Antifaschismus »müßte die Größe be-

sitzen, das wohlverworbene historische Verdienst auf sich beruhen zu lassen, und jenes Vertrauen, das ihm heute nur spärlich gesendet wird, dort erweisen, wo ihn die Verantwortung für das Heute und Morgen hingestellt hat?«<sup>10</sup> Mit Wekhrin: »Aber es ist nicht genug, daß man der Welt nicht zur Last ist, man mus ihr auch zu nützen wissen«? (W81)

Melancholie hat einen eingeborenen Feind: die Utopie. Und was wäre denn der Kommunismus, bei allem horror vacui von Marx und Engels gegen Utopie, anderes, wenn nicht das ganz Andere? Die Überwindung aller Klassengesellschaft, wie im Manifest versprochen? Die Resurrektion der Natur, der Abschluss der Vorgeschichte der Menschheit ...! Erst einmal auf diesen wunderlichen Gedanken eines melancholischen Grundmotivs bei Markov gekommen, habe ich die Autobiographie daraufhin studiert; auffällig schon ihr signifikanter Titel »Wie viele Leben lebt der Mensch«, was Markov nicht beantworten will – »Darüber müßte ich scharf nach- und zurückdenken, was mir ehrlich gestanden schwer fällt«<sup>11</sup>; da ein Leben im Plural nichts ändern kann an der Grunderkenntnis: »Bei der größten Originalität ist man nichts als Plagiar.« (W 47). Das Ergebnis sind eine Fülle von Indizien, die beliebig vermehrt werden können. Wie sieht er das Schicksalsjahr der Weimarer Republik? 1933 oder *Rien ne va plus!*<sup>12</sup>. Im Januar 1934 kommt er von seiner ersten Parisreise zurück, wo er Kontakt mit Fritz Lieb hatte, dem uns aus Walter Benjamins Briefen vertrauten Theologen und Sowjetunionanhänger – und 1947/8 (von Markov unbemerkt?) Gastprofessor an der Humboldt-Universität<sup>13</sup>, zurück rechtzeitig zur

**7** Vgl. das Vorwort von Hans Wußing (Gerhard Harig 1902-1966) in: Gerhard Harig: *Physik und Renaissance (in den altehrwürdigen »Ostwald Klassiker der exakten Wissenschaft«)*. Leipzig 1984 sowie den Nekrolog über Harigs Frau Käthe in: Walter Markov: *Kognak und Königsmörder*. Berlin / Weimar 1979. S. 189ff. Vgl. Sven Heitkamp: *Walter Markov*. S. 153. Eindrucksvoll ist eine Schilderung beider Harigs bei Mayer, der wie sonst nahezu nie, dabei kaum von sich spricht – Hans Mayer: *Ein Deutscher auf Widerruf*. S. 195-209. **8** Walter Markov: *Ende des Antifaschismus?* In: *VVN Düsseldorf 1947*. Zitiert nach Walter Markov: *Kognak und Königsmörder*. S. 201. Notabene: nach dem Parteiausschluss wurde sein Status als Verfolgter des Naziregimes (VVN) automatisch aberkannt! (Sven Heitkamp: *Walter Markov*. S. 154.) **9** *Ebenda*. S. 203. **10** *Ebenda*. S. 204. **11** Walter Markov: *Wie viele Leben lebt der Mensch. Eine Autobiographie aus dem Nachlaß*. Leipzig 2009. S. 389. **12** *Ebenda*. S. 152. **13** Lieb war für Markov der lebendige Beweis für die Möglichkeit, Theologie und Revolution harmonisch zu verbinden, der er sich dann historisch vergewissert an seinem Priester Roux beim Zweiten Pariser Aufenthalt 1957. (*Ebenda*. S. 260.) Dazu sein programmatischer Aufsatz: *Theologie und Revolution (so der Originaltitel – ebenda*. S. 286) in: *Walter Markov: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat*. S. 276-286 [dort der Originaltitel]. Zum Problem und zu Lieb vgl. Manfred Laueremann: *Materialistische oder apokalyptische Geschichtsphilosophie? Jacob Taubes' Tractata ad Karl Marx*. In: Richard Faber u. a. (Hrsg.): *Abendländische Eschatologie*. Würzburg 2001. S. 230.

Saar-Abstimmung. Der Faschismus war immerhin gut zwei Jahre an der Macht, der Terror al-len, auch den abstimmenden saarländischen Frauen und Männern, bestens vertraut. Resultat? »Eine Ja-Mehrheit war als unvermeidlich hinzunehmen, zumal nach dem Einschwenken des hohen katholischen Klerus, aber die 90% schockierten, weil die Anti-Propaganda, auch die unsrige, ein ganz anderes Bild gemalt hatte.«<sup>14</sup> Weiter: Was bleibt von seiner Siegburger Haftzeit (1936 bis 1944) hängen? Die Rückkehr in die Gefängnis-schneiderei – soweit meine »Leitungstätigkeit das erlaubte« – nach der Selbstbefreiung. »Ein solches Hemd – mit von mir selbst schiefgeschnittenen Kragen? – gab man mir mit.... Ich behielt es bis in die fünfziger Jahre, hätte es verwerfen sollen... Vielleicht als symbolisches Leichenhemd.«<sup>15</sup>

Was ist dem Melancholiker erinnerungswert beim Aufbau der Leipziger Universität ab 1947, besonders der neu gegründeten, ziemlich einmaligen »Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät« (GeWi)? Ganz sicher der Vorschlag des Prodekans Fritz Behrens<sup>16</sup>, weil einheimische antifaschistische und zugleich wissenschaftlich ausgewiesene Kräfte nicht ausreichten: »Da hilft nichts, da muß ein Haufen jüdischer Emigranten her!«<sup>17</sup> Insgesamt war das »eine in der Geschichte der deutschen Universität ganz einmalige Equipe, unwiederholbar (einschließlich

der Schlagwörter auf ihren Wegen), weil einer einmaligen Konstellation zu verdanken. Sich in ihr zu behaupten, bedurfte schon, wie Hans Mayer richtig bemerkte, einer gewissen Anstrengung, und der Durchschnitt hatte es schwer, Schritt zu halten.«<sup>18</sup> Dem Durchschnitt Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, müht sich die SED seit den 50er Jahren nachhaltig: Kampagnen treiben Bloch und Mayer in den Westen, andere aus der Lehre in die Berliner Akademie wie Krauss oder Cornu; an anderen Orten wie Halle, wo Markov auch kurzfristig unterrichtete, traf es Kofler und Mühlpfordt früher.<sup>19</sup> Zu seinem Parteiausschluss 1951 lässt er seinen Freund Werner Krauss – »allergisch gegen Rechthaberei, falsches Pathos und opportunistischen Schleim«<sup>20</sup> – zu Wort kommen, »das Neben-der-Organisation-Marschieren hätte auch für ihn so manchen Vorzüge gegenüber dem Gleichschritt in der Kolonne, alter Anarchist der er war«<sup>21</sup>. Bei einem sehr späten Besuch in seiner alten Heimat, in Ljubljana, trauert er ein bisschen um sein »altes ›humanistisches‹ Gymnasium, das mir die Verse der Ilias beibrachte, die ich noch heute gern abspule«<sup>22</sup>. Auf den melancholischen Begriff bringt die Lakonie seines Lebens seine Tochter »Sascha« [Alexandra], der er einen wunderschönen Wintervollmond zeigen will – »Daraufhin großes Gewürge mit den Klamotten und endlich die ganze Sippe auf Trab gebracht [...] Doch, dann eine

**14** Walter Markov: *Wie viele Leben lebt der Mensch*. S. 176. **15** *Ebenda*. S. 219. **16** Vgl. Manfred Lauer-mann: *Behrens, Marx und die bundesdeutsche 68er Bewegung*. In: Dieter Krause / Dieter Jahnke (Hrsg.): *»Man kann nicht Marxist sein, ohne Utopist zu sein ...«* Texte von und über Fritz Behrens. Hamburg 2010, S. 87-98. Zur Tragik der kommunistischen Intelligenz gehört nach 1970, dass jedwede Kommunikation alter Nachkriegs-Genossen unmöglich geworden war: So konnte der Historiker Markov noch die sozialistische Qualität des Realsozialismus unterstellen, während sie der Ökonomen Behrens energisch bestreitet. Beides diskutabile Positionen, nur eben: dass nicht diskutiert werden konnte! **17** Walter Markov: *Wie viele Leben lebt der Mensch*. S. 275. *Andere Formulierung*: »Da hilft nur eins, da muß ein Trupp jüdischer Emigranten aus Amerika her«. »So einspurig kam der Zustrom dann natürlich nicht zustande. Außerdem folgten nicht alle dem Ruf.« [Die gescheiterten Verhandlungen mit Herbert Marcuse gehören hierzu]. Zu den »Amerikanern« gehörten Henryk Grossmann, der in Leipzig nach langwieriger Krankheit am 24.11.1950 starb, Bloch, Budzislawski, Wieland Herzfelde, Albert Schreiner (der Spanienkämpfer), Eva und Julius Lips. Aus der Sowjetunion kamen zurück: Karl Polak und Käthe Harig, [ihr Mann Gerhard war 1938 zum antifaschistischen Kampf aus der Sowjetunion nach Deutschland befohlen worden, ergo: KZ Buchenwald bis Mai 1945]; später 1954 auch Gustav Hertz, der Physik-Nobelpreisträger. Siehe Walter Markov im Gespräch mit Thomas Grimm. In: Thomas Grimm: *Was von den Träumen blieb*. Berlin 1993. S. 87ff. **18** Walter Markov: *Wie viele Leben lebt der Mensch*. S. 276. **19** *Ebenda*. S. 277f. **20** Zu Krauss: Walter Markov: *Kognak und Königsmörder*. S. 187. »Die Person hinter dem Anliegen zurückstellend, ging er ohne Not nicht aus sich heraus. Auf Florett gefordert oder listig verführt, öffnete er indessen einige der unzähligen Kammern seines rastlosen Geistes, um sich mitzuteilen und vielen vieles zu geben.« (*Ebenda*.) **21** Walter Markov: *Wie viele Leben lebt der Mensch*. S. 318. **22** *Ebenda*. S. 386.

Dunstwolke und die Mondkonturen wurden die einer häßlichen Scheibe und Alexandra kommentiert: »Und das alles für so'n bißchen Mond.«<sup>23</sup>

Utopie schließt Melancholie aus, so die unzeitgemäße These im Jahre 1969 einer für die 68er Bewegung unverdaulichen Dissertation, gut zwanzig Jahre später lautet dann logischerweise das neue Vorwort »Vom Ende der Utopie und die Wiederkehr der Melancholie«, mit einem allzu frommen, ja: eher antimelancholischen Schlusssatz: »Heute müssen die Intellektuellen, diese konstitutionellen Melancholiker, zu Handelnden werden, die versuchen, anstatt in Selbstmitleid zu ersticken oder das Unmögliche herbeizusehen, das Mögliche zu tun.«<sup>24</sup> Das verfehlt gewisse Markov nicht, doch besser scheint mir die Feststellung bei einem Buch der Ausnüchterung von »68«: »Doch der Melancholiker insistiert auf dem konkreten Verlust und macht daraus im Zweifelsfall einen konkreten Kult. Reflektierend will er nicht preisgeben, was dem Wunsch zu entschwinden droht.«<sup>25</sup> Bei Markov konzentriert sich solcher »Kult« in seltener, fast sturer Eindeutigkeit um eine Person mit dem Namen *Jacques Roux*, der sich am 10. Februar 1794 im Krankensaal des Zuchthauses von Bicêtre erdolcht und hell-sichtig im Juli 1795 antizipiert: »Zu allen Zeiten hat man Männer von starken Charakter bedient, um Revolution zu machen ... Wenn man ihrer nicht mehr bedarf, zerbricht man

sie wie ein Glas.« Dem »Sanguiniker, der seine Zunge schwer bändigte, zu Übertreibungen neigend«<sup>26</sup>, war nicht gegeben, was in jenen Revolutionszeiten unter Jakobinern Tugend gewesen wäre: »Einem wütenden Hunde muss man ausweichen, wenn man nicht Gelegenheit hat ihn zu erschlagen.« (W 78)

Wenn jemand das Verzeichnis einer Bibliothek genannt Melancholia, überblickt, dem überdies große Teile der über 800 Markov-Publikationen<sup>27</sup> zu dem nicht unbekannt sind, diesem Leser kann nicht die Meinung des Theophrast unbekannt sein, dass alle schöpferischen Männer Melancholiker seien, wie er über die Lektüre von Flashar/Lepenies natürlich vertraut ist mit der Problematik einer pseudoaristotelischen Quelle des Theophrast und der stets nicht die Warnung Wekhrlins übersieht: »Es gehört wenig Talent dazu, Mehr gelesen zu haben als Andere. [Merkmal daher] jener Klasse, welche am Schulstaub klebend, von der Natur zum Lesen verdammt wurde, nicht zum Denken.« (W 92) Gestehen wir trotzdem den Angehörigen dieser Klasse gern zu, Lesespuren entziffern zu können. Ich wähle eine Passage Markovs zu Geschichte und Aufklärung aus: »Wissenschaft, schreibt [Leibniz] 1692, könne – und müsse – die Geschichte noch werden. Auch darin befand er sich im Recht: Erst bei Fontenelle vermag Werner Krauss die Grundzüge eines geschichtlichen Weltbildes des aufsteigende Bürger-

**23** Ebenda. S. 315. **24** Wolf Lepenies: *Melancholie und Gesellschaft*. Frankfurt a.M. 1998. S. XXVIII. 1969 erschien die Erstauflage, die von Dieter Claessens und Helmut Schelsky als Dissertation angenommen war, bei Suhrkamp in einer kleinen-feinen weißen Ausgabe, in einer Reihe mit Adorno, Kracauer, Benjamin ...! Zu Recht, denn der Bildungshorizont des 1941 geborenen war für 68 ganz ungewöhnlich weit. Bei Norbert Elias *Zivilisationsbuch* kennt er natürlich den Erstdruck seiner Habilitation von 1939; den Klassiker aus der Warburg-Schule, Klibansky, Panofsky und Saxl (*Saturn and Melancholy* 1964) verarbeitet er ebenso wie den deutschen Teildruck aus 1923. Selbst das für 68 obligate *Marxismusornament* fehlt nicht (S. 256) – jedoch, wie erlesen ist seine Wahl: Burttons »Anatomy of Melancholy« [unter dem Pseudonym Democritus Junior 1621], den der »General« natürlich kannte, begeisterte Friedrich Engels, dem Lamplugh eine Neuausgabe geschickt hat: »Nun stelle ich fest, daß sie auch ein Werk der großartigsten Epoche der englischen Literatur ist, des beginnenden 17. Jahrhunderts. Ich gehe mit Vergnügen daran und habe bereits genug gesehen, um mich zu überzeugen, daß sie ein ständiger Freudenquell sein wird.« (Brief vom 10.01.1894. In: MEW. Bd. 39. S. 198.) **25** Sigrun Anselm: *Vom Ende der Melancholie zur Selbstinszenierung des Subjekts*. Pfaffenweiler 1990. S. 192. Ein würdiges Zeugnis eines selbstkritischen Umgangs mit 68. Wie bei Lepenies ist bei Anselm zehn Jahre später die Schlüsselfigur im Hintergrund – Arnold Gehlen. **26** So Markov in seinem Vorwort zu *Jacques Roux: Freiheit wird die Welt erobern*. Leipzig 1985. S. 29. Roux wirft dem Nationalkonvent vor, den Schurken, die die Zügel der Regierung in den Händen halten, sie trügen nur die Maske des Republikanismus, daher: »Die Werkzeuge der Revolution treten sie in den Schmutz, zerbrechen die kostbaren Gefäße wie Glas.« (*Jacques Roux: Freiheit wird die Welt erobern*. S. 185.) Das Zitat oben aus Walter Markov: *Die Freiheiten des Priester Roux*. Berlin 1967. S. 265. **27** Zu meiner Lieblingslektüre gehören neben Markovs *Kognak und Königsmörder* und seine *Robespierre* und *Napoleon umkreisenden Texte die als Arbeitsbericht Heft 5 des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte Leipzig e.V. herausgegebene Walter Markov-Bibliographie*. Leipzig 2001 (95 Seiten).

tums auszuloten. Und was das angehende 18. Jahrhundert mit der Vokabel *revolutio* bezeichnete, war, wie Griewank nachwies, auch nicht mehr als allmähliche, durch geduldige Aufklärung oben und mühsame Erziehung unten bewirkte Umwandlung in kleinen Schritten, mithin gesteuerte Entwicklung eher denn Revolution. So werden es auf Leibniz' Spuren Christian Wolff und Kant, Lessing und Moses Mendelsohn. Herder, Sonnenfels und der in mancher Hinsicht zu Unrecht geschmähte Nicolai halten. Der Begriff wird jedoch unter dem Anprall der Geschehnisse »mutieren« und mit ihm die Philosophen: Lichtenberg, Wekherlin, Wedekind, Fichte; noch beispielhafter Georg Forster und Martinovics: Erkennt sich gleich dem Revolutionär in der Aufklärung auch der Aufklärer in der Revolution? Oder triumphiert in der Zurücknahme des Nexus durch Raynals *mea culpa* eine unheilbare Diskordanz von Theorie und Praxis?<sup>28</sup>

Einiges liegt auf der Hand: Griewanks legendäres Buch zum Begriff der Revolution.<sup>29</sup> In seiner Aufklärerreihe ist Sonnenfels in Deutschland, anders als in Österreich unüblich und Friedrich Nicolai galt einzig für Gebildeten unter seinen Verächtern etwas wert.<sup>30</sup> Die Philosophen, – Welch großmütige Einordnung bei Markov, starten mit Lichtenberg. Dann jedoch: Wer ist mit Wekherlin gemeint? Sicher nicht der Dichter aus dem 17. Jahrhundert, mit dem e zwischen h und r,, sondern »unser« Wekherlin, der oft falsch geschrieben wird. Wer aber ist Wedekind? Etwa der Herausgeber der »Göttingschen Nebenstunden«, der Schulphilosoph Rudolf Wedekind

(1718-1778), nicht eher der Verfasser einer der ersten empirisch angelegten Chronologie der Welt- und Völkergeschichte aus dem Jahre 1812, demzufolge August Christian Wedekind? Martinovics Person ist einfacher zu verifizieren, ein Jakobiner im Habsburgerstaat<sup>31</sup>, von dem übrigens überliefert sind seine »Memoires philosophiques«, London 1788. Mit Markovs abschließender Frage, die er dem Abbé Raynal (1713-1796) zuschiebt, der wortmächtig den Widerspruch von Sklaverei und Aufklärung zum Thema gemacht hat, klingt das Melancholie-Moment zart durch.

Hören wir daher, die Melancholie abrundend, als Reflexion eines imaginierten & perfekten Lesers: »Melancholie ist ja schlecht durch ein Tun zu definieren, wenn man Melancholie mit einem Tun in Verbindung setzen will, dann fällt mir eigentlich nur das Lesen ein. Es wird behauptet, auch das Dichten sei ein melancholisches Tun, aber das ist es doch nur ausnahmsweise, während das Lesen eigentlich immer die dem Melancholiker einzig angemessene Tätigkeit ist, sagte er. Dabei ist das Schöne, daß für den Leser das Lesen ein Tun ist, aber wer ihn sieht, hat den Eindruck, er tue eigentlich nichts. Beide täuschen sich – der Leser mit Absicht. Die einzige Alternative zum Lesen wäre für den Leser ja das Nichtstun, und eigentlich liest er ganz wesentlich aus dem Grund, weil er dazu nicht fähig ist.«<sup>32</sup>

Wir sollten in Erinnerung an Markovs Gelehrtenbibliothek im Obergeschoß des Familienhauses in Leipzig-Holzhausen, aus der er Mitte 1991 gezwungen wurde, mit seiner Frau auszuziehen, diese be-

**28** Walter Markov: *Aufklärung und Revolution*. In: *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Dem Wirken Auguste Cornus gewidmet. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR* 20. 1973. S. 133. **29** Karl Griewank: *Der neuzeitliche Revolutionsbegriff*. Weimar 1955. (Im Folge der 68er in Frankfurt am Main mehrfach neu aufgelegt) Markovs Namensnennung in dem Relativsatz ist wohl überlegt, denn Person wie Werk Griewanks, der sich 1953 selbst getötet hat, waren weitgehend vergessen. Im Vergleich zweier Bücher mit dem identischen Titel: *Die Französischen Revolution*, das von Karl Griewank Berlin 1948 (Koetschau) und das von Ernst Schulin, München 1988, verblüfft, dass das Modernere, Genauere nicht das Spätere des renommierten Freiburgers ist, ein Beispiel nur: Griewanks *Schilderung des Terrors* (S. 80f.) und dasselbe bei Schulin (S. 210f.) – übrigens mit einer völlig indiskutablen Behandlung von Roux (S. 211). Eindrucksvoll zu der phänotypischen Nicht-Verarbeitung der Kontinuität nach 1945 bringt einem Griewank eine Jenaer Dissertation nahe: Tobias Kaiser: *Karl Griewank (1900-1953): ein deutscher Historiker im »Zeitalter der Extreme«*. Stuttgart 2007. **30** Was gut 15 Jahre später sich deutlich geändert hat; vgl. Wolfgang Albrecht: *Friedrich Nicolais Kontroverse mit den Klassikern und Frühromantikern*. In: Hans-Dietrich Dahnke / Bernd Leistner: *Debatten und Kontroversen*. Bd. 2. Berlin / Weimar 1989. S. 9-71. **31** Walter Markov: *Weltgeschichte im Revolutionsquadrat*. S. 177. **32** Die Figur des Lesers verdanken wir dem Herausgeber einer exzellenten Sammlung, Wolfgang Petry: *Melancholiana. Verzeichnis einer Bibliothek*. Puchheim 2002 (Robert Burton Ausgaben S. 64, 66). Zu Theophrast/Aristoteles – Wolf Lepenies: *Melancholie und Gesellschaft*. S. 24.

sondere Interpretation des Bücherlesens als schöpferischer Tätigkeit auf sich beruhen lassen, und wir wenden uns einem der größten Lesern des an solcherart Melancholikern nicht armen 19. Jahrhundert zu, nämlich zu den später geadelten Leopold Ranke, dessen Photographie ihn an seinem Schreibtisch, überladen mit Büchern vor unzähligen Regalmeter n zeigt, in einem mindestens 25.000 Bücher umfassenden Meer an Büchern, Abschriften, Handschriften, Manuskripten.<sup>55</sup>

### *Ranke und Hegel oder Geschichtsschreibung und Geschichtsphilosophie*

Alle marxistische Historie von Rang ist eine unedle Legierung aus der Geschichtsphilosophie Hegels und der Geschichtsschreibung Leopold von Rankes. Allerdings ist ihr das nicht bewusst. Zu Ranke (1795-1886) finden wir erwartungsgemäß bei Markov nahezu ... nichts. Nach einem routinierten, wie bei ihm oft, wenn es sich um das Marxsche Denken handelte, unausgewiesenes Marx-Zitat über Rankes Vorliebe fürs Individuelle – im Gestus des jungen Marx, der noch die Illusionen der liberalen Geschichtserzählungen teilt – kritisiert Markov, dass »für Ranke die Revolution das Ende (statt der Anfang!) der Evolution sei. 1918, 1935, 1945 wurde sein konstruiertes Geschichtsbild Lügen gestraft.« Die Zäsuren, die Markov als Illustration benutzt, ha-

ben was von einer Freudschen Fehlleistung an sich: 1918, die gescheiterte November-Revolution<sup>54</sup>, deren Menetekel die Ermordung der revolutionären Führer, Luxemburg und Liebknecht war und die zum Typus »periphere« Revolution (Markov, Kossok) zu zählen wäre; 1935, eine legale Konterrevolution; 1945? Erfreulich sicher die bedingungslose Kapitulation des Deutschen Reiches, aber eine Revolution? Höchstens, wenn man geschichtsteleologisch denkt: die Befreiung vom Nationalsozialismus als Wirkung der amerikanischen Revolution und der dadurch nobilitierten Oktoberrevolution von 1917! Weiter zu Ranke: In der Autobiographie erzählt er von einer Prüfung bei Ziekursch, der ihm nicht verübelte, dass er zwar Mignets und von Sybels Auffassung der »Kriegsschuldfrage 1792«<sup>55</sup> kannte, nicht aber diejenige von Ranke. Markov klassifiziert Ziekursch, der Protestant ist, fälschlicherweise als linken katholischen Zentrumsmann, weil er als einer der wenigen Ordinarien sich kritisch über Friedrich den großen ausließ und gelangt zu einer – für eine Autobiographie! – denkwürdige Conclusio: »Manches (nicht alles) wissen eben die Nachgeborenen aus ihren Büchern doch besser als der unzuverlässige »Augenzeuge« der sich deshalb vor Hochmut hüten sollte.«<sup>56</sup> Doch nach dem 80. Geburtstag wird Markov aufgeschlossener: Er lobt die Erzählerqualität von Rankes Geschichte der Päpste und ihm dämmert der Sinn von Rankes berühmtesten Wort. »Ich behauptete, jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert

**55** Das Ranke-Photo aus dem Jahre 1882 – einem Jahr vor Marx' Tod – wird reproduziert in: Michael Thimann: *Caesars Schatten. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf. Heidelberg 2003. S. 174. Die Bibliothek wird nach Rankes Tod 1886 an eine amerikanische Universität verkauft, wie später die von Werner Sombart an eine japanische: der Geist verlässt Europa. – Manfred Neuhaus hat mich darauf hingewiesen (vgl. »WELT« vom 10.10.2008), dass die (west-)deutschen Historiker inzwischen nicht einmal eine quellenkorrekte, historisch-kritische Ausgabe – ausgerechnet! – von Rankes Briefen, zustande bringen. Der quellenkundige Johannes Henz stellte bei 90 überprüften Briefen von 267 über 1.200 Lesefehler fest: wie viel mögen bei den restlichen 177 noch angefallen sein? Ergebnis: Ein 2007 ausgelieferter Erster Band des Ranke-Briefwechsel wurde vom Verlag ein- und zurückgezogen!*

**54** Zu ihr, mit überzeugender Abwägung der diversen Interpretationen, Werner Bramke, der als einer der Wenigen nach 1990 die Eliminierung der Leipziger Revolutionsgeschichtsforschung, deren geistiger Urheber Markov ist, bedauert (S. 264), teilt uns mit, dass »offiziell« »seit den siebziger Jahren die Novemberrevolution eine antiimperialistische Volksrevolution genannt wurde, in der Frontlinien nicht zwischen Bourgeoisie und Proletariat, sondern zwischen dem monopolistisch dominierten Imperialismus und der Volksmehrheit verlaufen waren«. Werner Bramke: *Deutsche Revolutionen von 1918/19 und 1989. In: Matthias Middell (Hrsg.): Widerstände gegen Revolutionen 1789 bis 1989. Leipzig 1994. S. 273. Eine typische Ironie der Geschichte – für Kenner der Novemberrevolutionsauseinandersetzung der 50er Jahre: Ulbrichts Version obsiegt gegenüber Schreiner!*

**55** Es handelt sich um die Kriegserklärung an Österreich, die die Revolution dem König aufnötigt, vom April 1992, Höhepunkt dann die siegreiche Kanonade bei Valmy am 20. September.

**56** Walter Markov: *Wie viele Leben lebt der Mensch. S. 318. S. 115.*

beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst.«<sup>37</sup> Denn es ist die DDR, es ist seine Geschichte in ihr, die zur Verhandlung steht: »Wir Alten können nur sagen, was sich aus unserer Sicht so oder so dargestellt hat und wie wir darauf reagiert haben.«<sup>38</sup> Objektivieren wir diese subjektive Überlegung Markovs. »Denn welchen Aspekt der Vergangenheit ich auch immer herauschneide, der Status der vergangenen Geschichte bleibt jeder Wünschbarkeit entzogen. Die vergangene Geschichte ist allen heutigen Interessen, mit denen wir an sie herangehen mögen, überlegen.«<sup>39</sup>

Mit anderen Worten: Wie nützlich wäre gegenwärtig eine DDR-Geschichte im Stile Rankes: »Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen: so hoher Aemter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen.«<sup>40</sup> Es ist kaum überraschend, dass sich der darin mit Ranke vergleichbare, produktivste DDR-Wissenschaftler Kuczynski dieses Zitates bedient, denn 1956 verteidigt er die revolutionäre, daher objektive Technik Rankes als Basis aller wissenschaftlichen, bei ihm: marxistischen Geschichtsschreibung<sup>41</sup>. Ein unwahrscheinliches Stück Chuzpe, die lediglich dem Rollenkönnen des späteren Honecker-Hofnarren – ein antimelancholische Habitus par excellence!<sup>42</sup> – einfallen konnte.

Vorbereitet durch eine bewusst langatmige und Zitatenerborende Rezension eines launischen Buches eines westdeutschen Mittelalter-Historikers, feiert er geradezu dessen Beherrschung des bürgerlichen Bildungskanonns, absichtvoll & boshaft, damit zum Kontrast die elementare Unbildung der meisten marxistisch-leninistischen Historiker ins Auge fallen muss. Kuczynskis Ranke-Landnahme leitet er geschickt durch einen Lob auf den großen Jacob Burckhardt ein, – mit einem kleinen taktischen Fußtritt gegen Lukács –, dessen reaktionäre Gesinnung, etwa bezogen auf die Pariser Kommune, nicht ins Gewicht falle, gemessen an seinem reflektierten Antikapitalismus und seinem Abscheu, mit »Kafkascher Bizzarheit« (J.K.) gegen Militarismus. Höhepunkt ist dann die seitenlange Wiedergabe eines Ranke-Textes über die Notwendigkeit von Archivarbeit zu »alten deutschen Kaiserannalen.«<sup>43</sup> Unglaublich! Denn diesen Archivfleiß hatte kein Geringerer Marx als scheußlich titulierte, deren Edieren obsolet sei, in eben *der* Marxäußerung zu Ranke, die Markov vergißt zu belegen und die, ein Brief an Engels, Kuczynski mit gespielter Zustimmung vorweist, und sei es, damit Dogmatiker nicht ihm die Nichtkenntnis eines heiligen Wortes von Marx zu Ranke unterstellen können.<sup>44</sup>

Positioniert man Ranke in seine Zeit, so opponiert er den Gervinus, den von Sybel und den anderen Liberalen, die den Fortschritt der Moderne durch den

**37** Walter Markov: *Zwiesprache mit dem Jahrhundert*. Berlin 1990. S. 148; Leopold von Ranke: *Geschichte und Politik*. Stuttgart 1942. S. 141. **38** Walter Markov: *Zwiesprache mit dem Jahrhundert*. S. 148. **39** Reinhart Koselleck: *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte*. Frankfurt a.M. 2010. S. 219. **40** Ranke, zitiert nach dem 33. Band (sic) seiner Werke, bei J.K., in: Jürgen Kuczynski / Wolfgang Heise: *Bild und Begriff*. Berlin / Weimar 1975. S. 80. **41** Vgl. die schlüssige Arbeit von Horst Haun: *Kommunist und »Revisionist«*. Die SED-Kampagne gegen Jürgen Kuczynski (1956-1959). Dresden 1999. **42** Dazu Wolf Lepenies: *Melancholie und Gesellschaft*. S. 91; allgemein Manfred Lauer: *Außenleiter als Hofnarren im Wissenschaftssystem*. In: Anne Honer / Michael Meuser / Michaela Pfadenhauer (Hrsg.): *Fragile Sozialität*. Wiesbaden 2010. S. 447-462. **43** Jürgen Kuczynski: *Rezension Kirn: Das Bild des Menschen in der Geschichtsschreibung von Polybios bis Ranke*. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* Heft 6. (4) 1956. S. 1267-1271; ders.: *Parteilichkeit und Objektivität in Geschichte und Geschichtsschreibung*. In: *Ebenda*. Heft 5 (4) 1956. S. 873-888; Lukács S. 880, Anm. 12, Burckhardt S. 878ff., Ranke ab S. 684ff., Stalin S. 874, Fn. 2, Kafka S. 881. **44** Jürgen Kuczynski: *Parteilichkeit und Objektivität in Geschichte und Geschichtsschreibung*. S. 887. *Es ist der Brief Marx an Engels vom 7. September 1864, den wir Nachgeborenen bequem in der »MEW« finden können (MEW. Bd. 30. S.432f.). Wie oft, verblüffend verrätselt bzw. abwegig! Denn Ranke interessiert hier eigentlich kaum: Es geht um Lassalles Tod, dessen verhängnisvolle Frauen-Affären, so mit einer Tochter eines Schweizer Historikers, den Ranke beauftragt hat, welcher seinerseits schließlich Marx negativ an den Junghegelianer Rautenberg erinnert, und einmal dabei, fällt ihm Hegels Boshaftigkeit aus seiner Geschichtsphilosophie gegen die Geschichtsschreibung von Kammernjäger ein, die er in den Dreißigern gelesen hat, wie wohl auch Grimms Märchen – warum sonst: Ranke als Rapunzel?*

Lauf der Geschichte versichert sehen wollten. Hätten ihm die 48er Marx und Engels nicht zugestimmt? – als »Droysen die Frankfurter Deputation 1849 nach Berlin begleitete, um Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anzutragen, rief ihm Ranke das bittere Wort zu: »Sie verstehen die Geschichte nicht!«<sup>45</sup>

Soweit zu Ranke. Und Hegel? Beginnen wir mit einem grundlegenden Geständnis Markovs aus seiner Autobiographie: »Mein Philosophenohr war nie sonderlich ausgeprägt.«<sup>46</sup> Dass das schlichte Vom-Kopf-auf-die-Füße-Stellen Unfug war, war jedem der mit den berühmten Engels-Spätbriefen vertraut war, common sense. Schwieriger zu durchschauen war die teilweise methodisch artistische Übertragung der Hegelschen Geschichtsmethode auf die Marxsche Formations- und Revolutionstheorie, besonders wenn sie so realitätsfern wie bei Küttler glänzte, dessen Quellen einzig Klassiker-Zitate waren. Nehmen wir einen ähnlichen Markov-Text, seine mit Kossok geschriebene Übersichtseinführung zur vergleichenden Revolutionsgeschichte. Warum 1917 die »klassische Revolution im proletarisch-sozialistischen Revolutionszyklus der Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus wurde«<sup>47</sup>, ist dürrstes Hegelplagiat ohne jeden historischen quellengestützten Beleg. Weder Ranke noch Hegel! Nun seien wir gerecht: Markov bittet uns, mit seiner Produktion, so sie wie diese uneigentlich war, Nachsicht zu haben. »Dazu gehörte eine gewisse angewandte Kunst des Schreibens, gekennzeichnet dadurch, daß man die eine Hälfte zu Papier brachte und die andere dem Leser gewissermaßen als Denksportaufgabe übertrug.«<sup>48</sup>

Für das »Modell« der Französischen Revolution weisen Kossok/Markov auf der gleichen Seite 19 von Revolutionsvergleich auf einen französischen Vortrag von Soboul hin, der für Frankreich, für die Große Revolution 1789 eine »Fülle von Besonderhei-

ten, Halbheiten, Inkonsequenzen, »Normverstößen« im Revolutionsablauf« reklamiert, merke: des Lesers Denksportaufgabe heißt: Übertrage das auf das andere eben erwähnte »Modell« der proletarischen Weltrevolution durch die Große Sozialistische Oktoberrevolution. An anderer, eher versteckter Stelle, in seinem eigentlichen Bereich, der Forschung zur Französischen Revolution, imaginiert er das Verhältnis des Aufklärers zur bürgerlichen Revolution als Vergleich für das des Dialektikers zur sozialistischen und deklariert: »Solche Amateuranalogie weisen Marx und Engels mit Bestimmtheit von sich.«<sup>49</sup> Richtig, aber was ist, wenn diese ihre eigene Reflexion verdrängend, doch in ihren Texten zu Arbeiterklasse und Revolution solche Analogieübertragungen faktisch vollziehen? – Die Differenz von theoretischer Reflexion und materialer Darstellungswünschen hat mit sturer Standhaftigkeit Karl Korsch seit seinem amerikanischen Exil zum Thema gemacht – vergebens. Bei ähnlich wortwörtlicher Ablehnung derartiger Analogien ist Lenin, den Markov in seinem Cornu-Beitrag nach Marx und Engels konsequent in seinen Aufklärungskontext rückt, schließlich ein wahrer Meisteramateur – darin gleicherweise ein würdiger Vorgänger Stalins (um den großartigen Buchtitel von Wolfgang Ruge zu variieren). Ausgerechnet 1949 in einem Leipziger Vortrag vor der Gesellschaft zum Studium der Sowjetunion fragt Markov: »Aber was barg sich hinter dieser Persönlichkeit? Eine »Synthese von Marx und Bakunin«, wie der Anarchosyndikalist Sorel vermeinte, oder gar ein den Visionen Dostojewskis und Solowjew entsprungener »dämonischer Apokalyptiker«? Nun – die alte Welt konnte vielleicht Lenin auch gar nicht verstehen.«<sup>50</sup> Wer konnte Markovs Zuhörern verwehren, sich eher für die von ihm verbal ausgeschlossene, aber thematisierte Wertung zu entscheiden? Dann gehörte man eben

**45** Reinhart Koselleck: *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte*. S. 217. **46** Walter Markov: *Wie viele Leben lebt der Mensch*. S. 155 **47** Manfred Kossok / Walter Markov: *Zur Methodologie der vergleichenden Revolutionsgeschichte der Neuzeit*. In: Manfred Kossok (Hrsg.): *Studien zur vergleichenden Revolutionsgeschichte 1500-1917*. Berlin 1974. S. 19. (Im selben Band die beeindruckende Scholastik von Küttler zu Lenins »Staat und Revolution«, S. 190ff.) **48** Walter Markov: »Nicht verzagen, sich etwas einfallen zu lassen« (ND-Gespräche). In: Holger Becker / Volker Külöw: *Zeugen der Zeitgeschichte*. Berlin 1994. S. 142. **49** Walter Markov: *Aufklärung und Revolution*. S. 139. **50** Walter Markov: *Weltgeschichte im Revolutionsquadrat*. S. 376. Wolfgang Ruge: *Lenin, Vorgänger Stalins*. Berlin 2010. (Staat und Revolution S. 107ff.)

zur alten, sprich: bürgerlichen Welt, wie, sagen wir Markovs akademischer Lehrer Arthur Rosenberg. Denn als ein solcher erschien Markov der 1927 aus der Weimarer KPD ausgetretene Althistoriker, dessen Hauptthese, das Bestreiten des proletarisch-sozialistischen Charakters der Oktoberrevolution er noch bis 1989 nicht verstand und ablehnte. Wenige Zeit später, wohl durch eine Kritik und Selbstkritik seines Schülers Kossok angeregt, spricht er davon, dass die Russische Revolution »an der Peripherie haften [blieb] und bildete gleich den vulgo »realsozialistischen« Revolutionen in gewissen Sinne nur eine »Entwicklungs-diktatur« aus.<sup>51</sup>

Mit Leopold Ranke, möchte ich ironisch schließen, wäre die Verwechslung der – bestenfalls – bürgerlichen Russischen Revolution mit einer Revolution der Arbeiterklasse im Sinne von Marx nicht passiert; zumindest hätte man jederzeit Selbst- und Fremdbeschreibung unterscheiden können. Marx, »der die politische Geschichtsschreibung von Ranke nicht etwa widerlegt hat. Er hat vielmehr Ranke ergänzt, indem er die politische Geschichte in neue, andersartige und ebenfalls längerwährende Begründungszusammenhänge, nämlich in ökonomische Bedingungsnetze, eingefangen hat.«<sup>52</sup> Doch täuschen wir uns nicht, wie Markov im Osten Deutschlands, war Koselleck im Westen eine radikale intellektuelle Ausnahme in ihrer Profession. Schwerer zählt jedoch, daß mit 1933 der bereits erreichte Stand der Forschung gewaltsam abgebrochen wurde. Die Vorbemerkung zum Beiheft 15 der Historischen Zeitschrift, zu seiner Dissertation bei Hermann Oncken 1923, unterschreibt sein Verfasser, der große jüdische Gelehrte Ernst Simon, mit

»Jerusalem, Oktober 1928«, seine Vertreibung und Verbot seines Denkens 1933 fünf Jahre vorwegnehmend – ist die Hegelsche Wissensform doch zu was nützlich? Daraus das Resümee: »Beiden Forschern [Hegel und Ranke] gemeinsam ist dies, daß sie die Erscheinung nicht als naive Realität, sondern eben als Erscheinung fassen – hierin enthüllt sich der Sinn pantheistischer Phänomenologie als der Darstellung des »erscheinenden Wissens« ebenso wie derjenige des theistischen Geschichtsepos. Was beide trennt, ist das Verhältnis dieser Erscheinung zur Transzendenz: der werdenden Identität Hegels steht Rankes undialektischer Dualismus entgegen. Gerade dadurch aber, daß der Historiker die Welt der Erscheinungen keiner metaphysischen Gesetzmäßigkeit unterwirft und sie scheinbar dadurch entwertet, billigt er ihr in Wahrheit jene Freiheit und Selbstgesetzlichkeit zu, der seine Objektivität nunmehr ohne teleologische Hintergedanken dienen darf.«<sup>53</sup>

Wir sollten nicht mit einem Philosophen enden, denken wir an Markovs unphilosophisches Ohr, sondern aus aktuellem Anlasse mit ... *Robespierre*.

#### *Schlußakkord: Robespierre oder der gute Terror*

Nichtsdestoweniger: Hegel begriff wie keiner die Dialektik von absoluter Freiheit und Schrecken in seiner Phänomenologie des Geistes – und wie so häufig bei ihm, ist die Frage, verbirgt sich nicht unter seiner Kritik eine grundlegendere Affirmation? –, sein berühmtes Doppelgesicht.<sup>54</sup> Können wir nicht gegen die inzwischen »normale«, moralistische Geschichtsnivellierung aus Kammerdienerperspek-

<sup>51</sup> Walter Markov: »Nicht verzagen, sich etwas einfallen zu lassen. S. 133f. (Robert Kurz in diesem Punkte zustimmend). Zu Rosenberg vgl. die kundige Barck: Simone Barck: Rezension zu: Keßler, Mario: Arthur Rosenberg. Ein Historiker im Zeitalter der Katastrophen (1889-1943). Köln 2003. In: H-Soz-u-Kult, 16.07.2004, [http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2004-3-042]. Markov kommt auf ihn zu sprechen in Thomas Grimm: Was von den Träumen blieb. S. 35f. Kossoks radikale Revision der Leipziger Revolutionsforschung, die allerdings bei Berührung des Themas Realsozialismus regelmäßig unterging (unglaublich schlecht z. B. Lehrheft 23: Revolution und Konterrevolution im sozialistischen Revolutionszyklus, 1988 – dagegen dem westlichen Marxismus zumindest gleichwertig, z. B. die beiden Gramsci-Aufsätze in den Lehrheften 24 und 25 1988) ist posthum gedruckt in: Matthias Middell (Hrsg.): Widerstände gegen Revolutionen 1789 bis 1989. = Manfred Kossock: Das 20. Jahrhundert – eine Epoche der »peripheren« Revolutionen? S. 280-288. <sup>52</sup> Reinhart Koselleck: Begriffsgeschichten. Frankfurt a.M. 2006. S. 54. <sup>53</sup> Ernst Simon: Ranke und Hegel. München / Berlin 1928. S. 42. <sup>54</sup> Klassisch dazu: Julius Löwenstein: Hegels Staatsidee. Ihr Doppelgesicht und ihr Einfluss im 19. Jahrhundert. Berlin 1927. Die dritte große Hegel-Studie jener Zeit ist von Franz Rosenzweig: Hegel und der Staat (2 Bd.). München / Berlin 1920 (2010 neu in einem Band als suhrkamp taschenbuch wissenschaft).

tive für Robespierre eine berühmte Überlegung Hegels fruchtbar machen? »Ein welthistorisches Individuum hat nicht die Nüchternheit, dies und jenes zu wollen, viel Rücksichten zu nehmen, sondern es gehört ganz rücksichtslos dem *einen* Zwecke an. [...] Aber solche große Gestalt muß manche unschuldige Blume zertreten, manches zertrümmern auf ihrem Wege.«<sup>55</sup>

Kaum einer hat die intime Wahlverwandtschaft von Hegel und Robespierre bisher gesehen, ist doch die Hegelsche Philosophie von Robespierre inspiriert, wie Henning Ritter – die epochale Arbeiten seines Vaters Joachim zu *Hegel und die Französische Revolution* eigenständig pointierend. »Auch daß der Begriff die Wirklichkeit wie durch einen Anhauch vergehen läßt, kann man an Robespierre beobachten. Hegels Arbeit des Begriffs ist so etwas wie Robespierres Arbeit der Entschleierung. Großartig ist die Beobachtung der Gegner Robespierres, seine Reden seien ein ewiges Wiederkauen. Das könnte man auch von der Philosophie Hegels sagen.«<sup>56</sup>

Robespierre gar zertrümmert sich konsequent selbst – diese Idee verdanken wir seinem würdigen Gegner, Jochmann, der prominent jenen Wiederkäuereffekt beschrieben hat, und widerwillig, wie wohl enthusiastisch deklariert er: Dass Robespierre »zu einem Schwalbe von Gemeinplätzen nicht selten von Exordien voll wahrhaft demosthenischer Beredsamkeit ausgegangen sei. Und in der That, erinnert man sich einiger der Worte, die er in den großen Krisen der Revolution aussprach; – hört man

ihn bald ohne Scheu den Despotismus selbst zu Hilfe rufen, »den Despotismus der Freiheit, den die Könige so wenig nachzuahmen vermögen, als Salmoenus den Blitz«, bald die ersten, leisen Regungen der Menschlichkeit unter den Mitgliedern des Konvents ersticken, indem er »die Armuth dieser Herzen beklagt, deren Mitgefühl durch die Leiden einiger Feinde der Freiheit erschöpft werde, und die keine Thränen übrig behielten für die Hunderttausende, die auf allen Grenzen verbluteten um Frankreichs Sache, um die der Freiheit; – hört man ihn, wie von einem Wahrsagergeiste getrieben, sein eigenes heillooses Wirken in den Gefahren der Revolution schildern, »deren Siegeswagen von ihren Feinden, nachdem sie an der Möglichkeit, ihn aufzuhalten, verzweifelt, in beschleunigter Bewegung fortgetrieben werde, damit er in unaufhaltsamer Eile das Ziel überfliege, und aus seinen Gleisen gerathend über sich selbst hinstürze« et cetera ...«<sup>57</sup>

Springen wir in die Gegenwart! Ein Kulturmagazin im französischen Fernsehen war so naiv, Slavoj Žižek zur Französischen Revolution zu befragen. Žižek hatte wohl gerade seine Robespierre-Apologie unter dem glasklaren Titel »*Virtue and Terror*« 2007 bei Verso in London auf den Markt geworfen und ein höchst amüsanter Film dokumentiert ausdrucksvoll das Verstummen des Moderators. In seiner Lieblingsrolle als Sprengmeister der herrschenden Diskurse spielt er den Erstaunten: »Sie wollen Franzose sein, und mißachten Robespierre, leugnen die Größe des Guten Terrors?«<sup>58</sup> Wie kann man den Stargast

**55** G. W. F. Hegel: *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*. Frankfurt a.M. 1970. S. 49. **56** Henning Ritter: *Notizhefte*. Berlin 2010. S. 96. Kluge Gedanken über Robespierre sind sehr seltene Pflanzen; einzig bei Wenigen kann man sie auch nur vermuten. Lепенies, (Robespierre zuerst): »In der Natur hat sich alles verändert, in der Moral und der Politik wird sich alles noch ändern.« Die eine Hälfte der Weltrevolution hat bereits stattgefunden, die andere wird schleunigst nachgeholt.« Wolf Lепенies: *Gefährliche Wahlverwandtschaften*. Stuttgart 1989. S. 25. Koselleck, zuerst Wehrlin 1788 zitierend: »Wir müssen eilen, die Revolution im menschlichen Geist womöglich zu beschleunigen[...]. Laßt uns wirken, weil es Tag ist.« Im Folgenden, Robespierre auf dem Konstitutionsfest 1793: »Glück und Freiheit seien die Bestimmungen der Menschen, die es jetzt in der Revolution zu verwirklichen gelte«, [wörtlich (in meiner Übers.): »Die Entwicklung der menschlichen Vernunft hat diese große Revolution vorbereitet, und euch ist die Aufgabe auferlegt worden, sie zu beschleunigen.« Reinhart Koselleck: *Zeitgeschichte*. Studien zur Historik. Frankfurt a.M. 2000. S. 191f. **57** Carl Gustav Jochmann: *Robespierre*. Edition Ulrich Kronauer nach dem Erstdruck. Heidelberg 2009. S. 15. **58** Der Film ist dokumentiert: Susan Chales de Beaulieu/Jean-Baptiste Farkas: *Allein, Marx & Co.* (Filmedition suhrkamp). Frankfurt a.M. 2010. Im Klappentext ist aus der »ZEIT« von Thomas Assheuer zitiert: »Žižek ähnelt einem Sprengmeister, der mit der Kerze in der Hand über die Zündschnüre stolpert und den philosophischen Punkt doch mit schlafwandlerischer Präzision trifft.« Zu Žižeks Film und seinem intellektuellen Partisanentum für die Sache des Kommunismus, vgl. Manfred Lauer mann: Žižek. Der Dadaist als Neoleninist. Ein produktives Missverständnis. In: *kultuR Revolution* Nr. 5/9/2010. S. 77-80.

aus der Sendung schmeißen, für die man ihn extra eingeladen hat, signalisierte das Mienenspiel des völlig verblüfften Moderators, der wohl zum ersten Male mit praktizierter Denkfreiheit, statt staatskonformer Querdenkerelei, konfrontiert zu sein schien.

An diese Szene musste ich denken beim Wiederlesen der Markovschen Position zum Terror, an der er gerade nach 1989 hartnäckig festhält: »Sehen Sie, was jetzt bei vielen aus innerer Ängstlichkeit heraus geschieht, daß man sich schnell von den weniger schönen Konturen des Kommunismus distanziert – von Terror und Diktatur, so wie sie sich im zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts herausgebildet haben –, ist auch nicht der Weisheit letzter Schluß. In Wirklichkeit bestand gar kein Grund zu bestreiten, daß die nachrevolutionäre Situation – jeder mann kann das bei Marx nachlesen – einer energischen Diktatur bedarf. Das ist keine Erfindung von Marx oder Lenin. Es gibt schon zwei große theoretische Reden von Robespierre, der, mit höchstem Pathos und zweifellos unerschütterlichem Glauben, Tugend und Terror einander als notwendig gegenüberstellt. Die Frage war nur: Wie lange dauert so etwas? Irgendwann einmal muß die ›alles erneuernde Kraft des Terrors‹, wie es bei Lenin heißt, in zivilisiertere Formen überführt werden. Lenin, der seine Handlungen stets durch die Brille der Französischen Revolution und ihrer Begriffe sah, hatte natürlich so etwas wie den Großen Wohlfahrtsaus-

schuß vor Augen. Da Terror und Diktatur nun einmal nicht gerade angenehme Dinge sind, redeten die Kommunisten nicht gern darüber und ließen sich das vom Gegner aufs Butterbrod schmieren. Dabei ist darin gar nichts Verwerfliches. Denn keine Revolution, auch keine bürgerliche oder antikolonialistische, ist jemals ohne Terror ausgekommen und wird es auch in Zukunft nicht.«<sup>59</sup>

In Paraphrase: Wenn keine Revolution ohne Terror ausgekommen ist, dann löst der passionierte Schachspieler Markov en passant mit einem Schwertstreich einen Definitionsstreit über die Revolution respektive Nicht-Revolution der DDR 1989. Es war keine Revolution, weil friedlich, daher auch im Umkehrschluß keine Konterrevolution!<sup>60</sup>

Mit der Nennung des Bösen, mit Robespierre nähern wir uns dem Kern der Markovschen Produktion, denn es war ein Doppelporträt, eine seit der Antike gepflegte ehrwürdige Form der Synkrisis, was er in seinem großen Aufsatz, den er zu dem von ihm herausgegebenen Sammelband<sup>61</sup> zum 200. Geburtstag von Maximilien Robespierre beisteuert, Robespierre und Roux; ersterer trägt erheblich zu Verfolgung des anderen bei, um dann selbst geköpft zu werden. Der Parteiausschluss, wir erinnern uns, zwang Markov zu einem Bruch mit alten Forschungsabsichten: Einzig das Feld der Französischen Revolution bot ihm den Raum als DDR-Historiker innovativ wirken zu können.<sup>62</sup> In Auffrischung alter handwerklicher

**59** Markov in Thomas Grimm: *Was von den Träumen blieb*. S. 75. **60** Damit ist der gordische Knoten einer Begriffsverschlingung mit einem Schlage durchschlagen. Marxhausen hat sich die Mühe gemacht, alles zusammenzukehren, und findet unter dem Begriffsmüll von Revolution das m. E. einzig richtige Wort – das von Heidegger hätte stammen können: Wende. Er mag es nicht, weil es vom Politbüro vom 11.10.1989 kommt. Thomas Marxhausen: *DDR 189/90 – Revolution oder Konterrevolution*. Philosophische Gespräche 16. Berlin 2009. S. 15. Soziologisch außerdem wird diese Begriffsentscheidung plausibel. »Zudem war zu offensichtlich, daß die imaginäre Arbeiterklasse alles mögliche, nur nicht die herrschende Klasse war.« Diese für die DDR zutreffende Bemerkung trifft empirisch unverändert auf die DDR nach der Wende, auf die Fünf Neuen Bundesländer zu – Werner Bramke: *Deutsche Revolutionen von 1918/19 und 1989*. S. 276f. **61** Walter Markov: *Maximilien Robespierre 1758-1794*. Berlin 1958, hier zitiert nach der leicht veränderten Zweitauflage 1961. *Walter Markov: Robespieristen und Jacquesroulins*, In: *Ebenda*. S. 113-174. **62** Soweit die These von Heitkamp, die den Kompensationscharakter der Markovschen Revolutionsforschungen treffend belegt. Sven Heitkamp: *Walter Markov*. S. 189ff. (Abschnitt 4.4.5). Markov sagt 1989 in einem Interview, »eine Vorliebe für Frankreich und seinen Revolutionszyklus brachte ich (ursprünglich Napoleon-Fan!) auf die Hochschule schon mit«. (Zitiert nach Seven Heitkamp: *Walter Markov*. S. 190.) Markovs Napoleon-Zuneigung wird natürlich nicht durch Robespierre einfach substituiert, vgl. neben seinem großartigen, zuerst italienischen Aufsatz aus dem Jahre 1967 (in *Walter Markov: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat*. S. 315-339) besonders die beiden von ihm mitverfassten Prachtbände der Leipziger Edition 1984 zur Napoleon-Zeit und über die *Schlachten der Weltgeschichte 1983* (in verschiedenen Sprachen, bewusst für den »westlichen Devisenraum ohne penetranten Marxismusgeruch« (Camilla Warnke) konzipiert), vgl. *Walter Markov-Bibliographie*. S. 77-84, in der Markov-Diskussion m. E. ganz zu Unrecht vollständig ignorierte Bücher.

Tugenden, die er u. a. bei seinem Mentor Fritz Kern hat lernen können, fährt er 1957 illegal nach Paris<sup>65</sup>, subversiv, weil ihm als DDR-Staatsbürger vom Nato-Land Frankreich der Reisepass nicht anerkannt wird. Was lag also näher, in den Archiven in Rankeschem Fleiß Akten und Handschriften zu studieren, um dann in vielen Bänden die Taten und Gedanken seines Helden Jacques Roux gebührend zu feiern, von denen man weitgehend nur durch seine Archivreise hat was wissen können. Markovs dichte Beschreibung der Entzifferungsprobleme von Roux' Texten ist aus besten Rankeschen Geist: Beispiele von Rouxens orthographischer Unkenntnis, (»bei Fremdwörtern verläßt er sich auf sein Glück«): »Das phonetische Bild stimmt immer: der Kanzlerredner war kein *homme de lettres*.«<sup>64</sup> Vor dem Robespierre-Sammelband datiert seine Herausgabe von *Jakobiner und Sansculotten*, die eine weitere Stärke Markovs dokumentieren. In seiner Vorbemerkung<sup>65</sup> referiert er aus der Sekundärliteratur ca. 450 Titel: Monographien, mehrbändige Werke, Aufsätze (z. T. an abgelegenen Orten), Hochschulschriften; kurz ein wahres Meer, in das französische, italienische, spanische, englische, russische und so vorhanden, die wenigen deutschen Quellflüsse einmünden. Zum Terror, mit St. Just gesagt, »unbeugsam, hart, aber gerecht«, den elementareren von unten und den kalkulierteren von oben liefert Markov einen aus-

föhrlichen Bericht<sup>66</sup>, zudem werden Forschungslücken klar benannt – nicht wenige wie die Rolle der städtischen Volksmassen wird er dann mit Soboul schließen.<sup>67</sup>

1958 war jede die Forschung zur Französischen Revolution in der BRD, die 1956 die KPD verbot und deren Ideologen überall, also auch im Terror der Französischen Revolution Kommunismus witterten, bestenfalls minoritär, namentlich etwa der Mainzer Martin Göhring, dessen zweibändige Geschichte der Großen Revolution eine Ausnahme markieren und den Markov gegen Widerstand in eigenen Reihen gegen die Beteiligung bürgerlicher Westdeutscher, dazu animieren konnte in dem Jakobiner Band über Robespierre zu schreiben. Ansonsten zum 200. Geburtstag: *Nichts! keine Arbeiten, nicht einmal Übersetzungen seiner Schriften*. Die letzte gute deutsche Ausgabe, »Nachgelassene Schriften und Reden« in 2 Bänden erschien in Kassel 1852. Auf dem Markt der Fünfziger Jahre konnten antiquarisch einige kurze Reden, die in den 20er Jahren als Flugschriften zirkulierten, mit Glück gefunden werden, 1958 konnte man nur zu Reclam/Leipzig greifen.<sup>68</sup> Wie in der Jakobiner-Forschung generell war die BRD eine geistige Wüste, wie an zahllosen Beispielen leicht gezeigt werden kann. Erst die 68-Studentenbewegung provoziert dann 1971 wie so vieles an Publikationen einer demokratischen Tradition eine brauchbare

**65** Walter Markov: *Wie viele Leben lebt der Mensch*. S. 360. **64** Walter Markov: *Die Freiheiten des Priester Roux*. S. 218. **65** *Jakobiner und Sansculotten. Beiträge zur Geschichte der französischen Revolutionsregierung 1793-1794*. Hrsg. von Walter Markov. Berlin 1956. S. VII-XXXVIII. **66** *Ebenda*. S. XXVff.; (*Saint-Just* Fn. 1 S. XXVII). – *Diesen beachtlichen wie selbstverständlichen Fleiß Markovs finden wir in der ebenfalls fast nie als Werkteil gewerteten Kärner-Arbeit an der Kleinen Enzyklopädie Weltgeschichte*. 2 Bände. Leipzig 1979. Dazu die an Hans Freyer, bei dem Markov ganz formgetreu an der Leipziger Universität habilitiert hat (*Sven Heitkamp: Walter Markov. S. 123ff., mit Auszügen aus Freyers Habil.-Gutachten*), bestätigte »Theorie, daß Konversationslexika immer von den jeweils politisch Unterdrückten gemacht werden. Nach 1945 ist der Brockhaus von Hans Freyer gemacht worden, was diese Theorie in gewisser Weise bestätigt.« Hellmut Becker in: *Ders. / Frithjof Hager: Aufklärung als Beruf*. München 1992. S. 91. **67** *Ebenda*. S. XXVII. **68** *Maximilien Robespierre: Habt ihr eine Revolution ohne Revolution gewollt? Reden*. Ausgewählt, kommentiert und herausgegeben von Kurt Schnelle. Nr. 8370/74 Leipzig: Reclam o.J. [1958], in einer Auflage von 5000 Exemplaren. Leider in der DDR nie mehr erneut aufgelegt, in der BRD war damals ein Bezug eines Buches aus der »SBZ« fast ausgeschlossen. Ein kleiner Auszug aus dem Reclamband ist als Flugschrift *Sirene 4* viel später übernommen worden: *Maximilien Robespierre: Der Tod ist der Anfang der Unsterblichkeit*. Berlin 1984. /Schnelle war in der Erstauflage von Robespierre 1958 enthalten, sein unkonzentrierter Aufsatz über Theater der Revolutionszeit wurde 1961 nicht wieder abgedruckt.)

Robespierre-Ausgabe, ausgerechnet oder amüsanterweise von einem aufrechten Feind dieser Bewegung ediert, von Carlo Schmid.<sup>69</sup>

Markov schreibt launisch, er hätte mit Jacques Roux zuweilen des Guten zuviel getan. »Behender abweisen ließe sich – als optische Täuschung – der andere Vorhalt einer zu exklusiven Hingabe an abliegende Steckenpferde oder im Klartext an Jacques Roux: Ein Überschlag der unüberlistbaren Bibliographie ergäbe ganz im Gegenteil, daß sich der Autor an zu vieles in Raum und Zeit Disparates verzettelt hat. Weniger wäre hier bisweilen mehr gewesen.«<sup>70</sup>

Daher erlaube ich mir zweieinhalb kleine Kritiken:

- 1) Er hätte ein Buch zu Roux weniger dafür aber ein großes Doppelporträt Robespierre-Roux schreiben müssen im Stile von Plutarchs Parallelbiographien – das stilistische Vermögen war ihm gegeben. Doch frage ich mich, wäre nicht die reizvollere Aufgabe die Konstellation Fouché-Roux, als rechtsextremer und linksextremer Flügel des Robespierre gewesen? Die Extreme berühren sich, pflegt man in Frankreich zu sagen. Demzufolge besser noch ein Triptychon! Auf diese Idee

kam ich durch die 1955 zuerst erschienene, dann vielfach wieder aufgelegten Robespierre-Biographie von Friedrich Sieburg, die typischerweise in Westdeutschland 1958 im Neudruck als einzige Robespierre-Würdigung zum Zweihundertsten vorhanden war. Sie wird von Markov sträflich unterschätzt: Roux selbst wird in die genannten Konstellation gestellt, mit Fouché als Gegenextrem.<sup>71</sup>

- 2) Obwohl Markov mit der vorzüglichen Hedwig Voegt<sup>72</sup> eine ausgewiesene Kennerin für deutsche Jakobiner zur Verfügung hatte, die, obschon Rebmann-Spezialistin, zweifelsfrei die Kompetenz gehabt hätte, den weiteren Umkreis der deutschen Aufklärung zu untersuchen. Ein Glanzstück Rebmanns ist unbedingt die Übersetzung und die Vorrede zu einer wichtigen Robespierre-Rede (Altona 1794). Und wäre es nicht denkbar gewesen, auf Spuren eines sensationellen Fundes zu stoßen, auf die wundersame Streitschrift, dass Gotthold Friedrich Stäudlin (1758-1795) zwei Jahre vor seinem Selbstmord drucken ließ: hellsichtig vor Hass und verdrängter identifikatorischer Liebe! – *Empfindungen bei der Nachricht des Robespierre's Fall' und Tode.*<sup>73</sup> Ganz unverständlich aber ist in

**69** Maximilien Robespierre: *Ausgewählte Texte*. Hamburg 1971 [738 Seiten Dünndruck]. Zur Bedeutung von 68 für die Öffnung der bundesdeutschen Kultur nach links (Demokratisierung und antiautoritärer Sozialismus) und die Wechselwirkungen mit der DDR vgl. meine beiden Arbeiten: a) Manfred Lauer: *Die Sozialwissenschaften der DDR aus der Sicht des bundesdeutschen SDS*. (Vorwort von Peter Ruben). Philosophische Gespräche Heft 7. Berlin 2005 und b) ders.: *Vierzig Jahre 1968. Ein Literaturüberblick* In: *Berliner Debatte Initial* 20 (2009). S. 111-149. **70** Walter Markov: *Kognak und Königsmörder*. S. 219. **71** Friedrich Sieburg: *Robespierre, Napoleon, Chateaubriand*. Stuttgart 1967. S. 102-106. Sieburgs Robespierre, veröffentlicht in der NS-Zeit, deren explizites ideologisches Programm war: *Zurück vor 1848, vor 1789! ist ein widerspenstiger Text, was zuerst gesehen wurde von Tilmann Krause: Friedrich Sieburg: Ein deutscher Publizist auf der Suche nach nationaler Identität. Dissertation, FU Berlin 1990. – Markovs allzu kursorische Bemerkung zu Sieburg ist zumindest oberflächlich, siehe: Walter Markov: Eine Bundesrepublik ohne Enragés? In: Ders.: Jacques Roux oder das Elend der Biographie. Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Klasse für Philosophie (et al.). Jahrgang 1966. Nr. 6. S. 86. **72** Hedwig Voegt: *Die deutsche jakobinische Literatur und Publizistik 1789-1900*. Berlin 1955 – eine in der alten BRD meistzitiertesten DDR-Arbeiten aus den Literaturwissenschaften. In der Erstauflage von Walter Markov: *Maximilien Robespierre 1758-1794*. Berlin 1958 ist sie vertreten mit: Dies.: *Robespierre Reden im Spiegel der Publizistik Georg Friedrich Rebmanns*. S. 505-517. Ihr Weglassen in der Zweitaufgabe ist einer der wenigen Fehler Markovs, die ich ihm ankreide. In der sammlung in sel, ist sie (Nr. 34) vertreten mit: *Georg Friedrich Rebmann: Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands*. Frankfurt a.M. 1968. Weitere Herausgeber in der 50 Bände umfassenden Sammlung, aus der Deutschen Demokratischen Republik sind z. B. Wolfgang Harich (Heine), Wolfgang Rödel (Forster), Gerhard Steiner (Knigge) und mehrfach Hans Mayer – warum ihn nicht dazuzählen? **73** Gotthold Friedrich Stäudlin: *Empfindungen bei der Nachricht des Robespierre's Fall' und Tode*. In: *allmende Nr. 83* (29) 2006. S. 103-112; aufgefunden von Thomas Nerlin. Der vorzügliche Stäudlinforscher Werner Volke wusste selbstverständlich von diesem Text, konnte aber kein Exemplar auffinden; Gotthold Friedrich Stäudlin: »... Warlich ein herrlicher Mann ...« *Lebensdokumente und Briefe*. Hrsg. von Werner Volke. Stuttgart 1999. S. 428, Anm. 245.*

diesem Zusammenhang das Übersehen des originellen Robespierre-Porträts von Carl Gustav Jochmann, dass der beste Kenner, Werner Kraft, 1967 wiederabgedruckt hat, nicht zufällig in der eben schon lobend erwähnten *sammlung insel*, die in der Inkubationszeit der 68er Bewegung von Unsel und Adorno vorgedacht wurde.<sup>74</sup>

Bleibe noch mein halber Einwand: Rousseau. »Zwischen Extremen sich haltend, hatte Robespierre seinen Weg gefunden: die Citras zur Rechten, die Ultras zur Linken. Sie glichen den Ufern einer Meerenge. Geschickt steuerte er durch die Mitte. Sie hinter sich lassend, gewann er das offene Meer. Zum Richtpunkt seines Kompasses nahm er nun nicht die elementaren Tatsachen der Wirklichkeit, sondern suchte ihn in der klaren, kalten Sphäre der abstrakten Staatsphilosophie des 18. Jahrhunderts, deren glänzendstes Gestirn sein längst erkorener Meister Jean Jacques Rousseau war, ein Mißverständener wie er selbst, ein Fremdling unter den Sterblichen. Dessen »Gesellschaftsvertrag« wurde mehr als je die politische Bibel Robespierres. Doch der gesinnungsstrenge Jünger übersah, daß der Prediger der idealen Demokratie diese Staatsform eigentlich den Göttern vorbehielt. Er dagegen bestimmte sie für Menschen, die sich nichts daraus machten, Göttern zu gleichen. Damit löste er sich von ihnen. Er bedurfte freilich nicht langer Zeit, um wenigstens zu ahnen, daß er einer Illusion nachhing. Die Enttäuschung bricht bereits deutlich in seiner letzten Rede durch ...«<sup>75</sup>

Das Desiderat, was wir gebraucht hätten, ist uns sofort präsent: Eine marxistisch durchdach-

te Abhandlung der ideengeschichtlichen Dialektik von Rousseau und Robespierre, von einer Schülerin, einem Schüler von Walter Markov und Werner Krauss. Eigentlich weiß ich genau, wer diese Arbeit unter anderen Bedingungen, ohne das strukturelle Abseits nach seinem Bautzener Gefängnisaufenthalt, welches allein durch seinen Lehrer Werner Krauss nicht zum sozialen Tod sich zuspitzte, hätte leisten können, mein Freund Winfried Schröder. Wie vielversprechend sind die paar Zeilen aus seinem Vorwort zu der aufregenden Reclam-Ausgabe der Rousseau-Korrespondenzen, einer Rettung im Sinne Benjamins. »Erst in der Französischen Revolution von 1789 wurde Rousseau – der seiner physischen und psychischen Konstitution nach durchaus nicht zu einem Leben als Revolutionär prädestiniert war und der letztlich durch seine Verfolgung gleichsam zum Revolutionär wider Willen wurde – von den Egalitaristen, den Demokraten und den Republikanern rehabilitiert und zu ihrer Leit- und Symbolfigur gemacht. »Die Reinheit seiner Lehre«, betonte Robespierre in seiner programmatischen Rede vom 7. Mai 1794, »die er aus der Natur und dem tiefen Abscheu gegen das Laster herleitete, seine unüberwindliche Verachtung für die Ränke schmiedenden Sophisten, die sich den Namen Philosophen anmaßen, zogen ihm den Haß und die Verfolgung seiner Nebenbuhler und falschen Freunde zu. Ach, wenn er diese Revolution (...) erlebt hätte – wer vermag daran zu zweifeln, daß dann seine großmütige Seele mit Begeisterung die Sache der Gerechtigkeit und der Gleichheit ergriffen hätte?«<sup>76</sup>

**74** Carl Gustav Jochmann: *Die Rückschritte der Poesie und andere Schriften*. Hrsg. von Werner Kraft (Nr. 26). Frankfurt a.M. 1967. S. 83-121. Nach der Druckvorlage: Jochmann: *Reliquien*. Bd. 1. Hechingen 1836. In der DDR erschien später eine brauchbare Auswahl, allerdings ohne den Robespierre: Carl Gustav Jochmann: *Die unzeitige Wahrheit*. Hrsg. von Eberhard Haufe. Leipzig/Weimar 1980, in der ich neben dem Motto Jochmanns die glasklare Sentenz gefunden habe: »Ich begnüge mich, die Geschichte der Völker wie jede andere Naturgeschichte zu studieren.« (S. 107.) (Ohne Krafts Jochmann-Entdeckung hätte Walter Benjamin seinen bekannten Jochmann-Aufsatz in der Zeitschrift für Sozialforschung 1939 (Haufe 355) nicht schreiben können ...) **75** Martin Göhring: *Robespierre*. In: *Jakobiner und Sansculotten*. S. 77-96, hier S. 93. **76** Jean-Jacques Rousseau: *Korrespondenzen*. Leipzig 1992. S. 39. Das Robespierre-Zitat, siehe Maximilien Robespierre: *Habt ihr eine Revolution ohne Revolution gewollt?* S. 363. Mit »Winnie« Schröder war ich seit den west/ostdeutschen Bremer Symposien von Hahn/Sandkühler befreundet, er unterschied sich merklich von den üblichen DDR-Opportunisten wie Meißner, Zwahr, Schreiter, Höppner, e tutti quanti, durch seinen Charakter und Widerspruchsgestalt. Gemeinsam bei späteren Besuchen in der Hauptstadt, »sprachlos« rauchend, habe ich Nicht-Romanist unendliches von ihm lernen dürfen, nicht zuletzt die Form des gepflegten Streits – so bis zuletzt waren über Georg Lukács uneinig. »Wir gewannen bisher immer an Form und Worten, je mehr wir an Realitäten verloren.« (W26) Einige seiner Aufsätze haben in meiner intellektuellen Biographie tiefe Spuren hinterlassen.

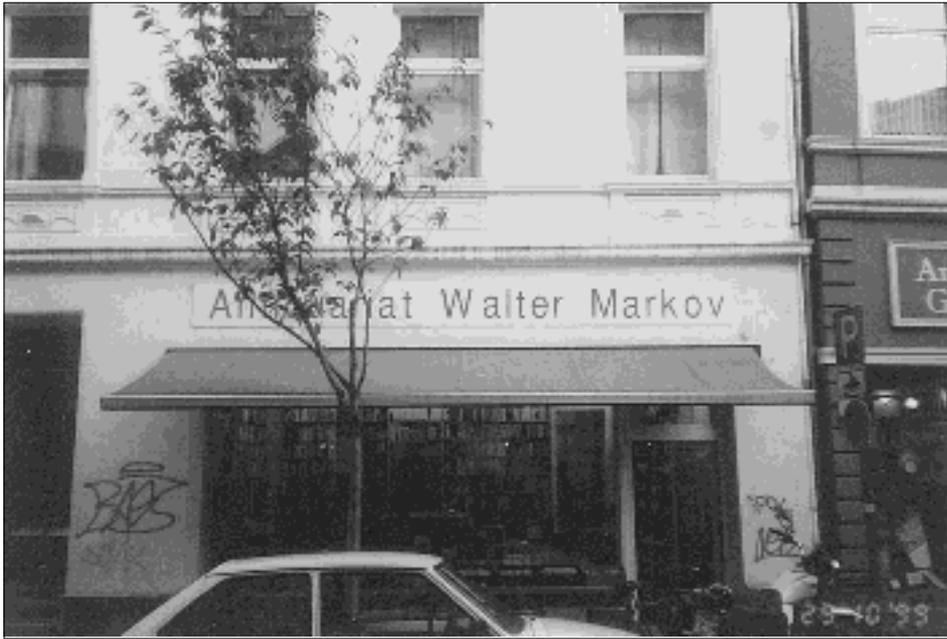
Endlich Schluß mit Markov! Wer wäre besser für ein Schlußwort geeignet, als Albert Zacherovic Manfred, der russische Freund Markovs, der einen Baustein für das Rousseau-Robespierre Buch bereitgestellt hat, und dem er einen liebevollen Nachruf widmet.

Hören wir ihm zu:

»Wenn ich mich in Leningrad aufhalte, wandere ich durch die Straßen meiner weit zurückliegenden Kinder- und Jugendjahre, dabei kehren meine Gedanken oft in die Vergangenheit zurück, in eine Zeit, die für immer vorbei ist. Jedesmal kommen mir seltsamerweise die Ereignisse aus dem ersten Jahr der Revolution in den Sinn. Im August 1918, einige Monate nach dem Sieg des Großen Oktober, fand in Moskau im Alexandergarten an der Kremlmauer eine große Festveranstaltung statt. Entsprechend dem von W.I. Lenin unterzeichneten Dekret des Rates der Volkskommissare über die Errichtung von Denkmälern

für hervorragende Revolutionäre der Vergangenheit wurde damals an der Kremlmauer ein Denkmal für Maximilien Robespierre, den Führer der Großen Französischen Revolution, enthüllt. Es gehörte zu den ersten Denkmälern, die in der Hauptstadt der jungen Sowjetrepublik errichtet wurden, in den ersten Monaten der Sowjetmacht, zu einer Zeit, da der Bürgerkrieg bereits tobte und die Republik an allem bitteren Mangel litt – an Brot, Brennstoff, Metall und Waffen. Das gegen die Feinde der Revolution kämpfende Volk besaß damals weder Bronze noch Marmor, um dem großen Jakobiner ein solches Denkmal zu setzen, es war nicht die Zeit, ein Jahrhunderte überdauerndes Monument zu errichten. Nach wenigen Jahren begann die Skulptur zu bröckeln, bald darauf fiel das Denkmal zusammen. Heute fehlt jede Spur von ihm. Nicht einmal der Platz, auf dem es gestanden hat, ist zu finden.«<sup>77</sup>

<sup>77</sup> A. S. Manfred: *Rousseau, Mirabeau, Robespierre*. Berlin 1989. S. 271. Nachruf: *Walter Markov: Kognak und Königsmörder*. S. 182ff.



*Bild 12* – Spuren: Das Walter-Markov-Antiquariat in Bonn.  
Mitte der 1990er Jahre.



## Personenverzeichnis

- Ackermann, Anton 13  
 Adorno, Theodor W. 86, 111, 121  
 Allende, Salvador 21  
 Anderle, Alfred 35  
 Anders, Maria 35
- Bach, Hans 61, 63  
 Bahner, Werner 40  
 Bakunin, Michail A. 115  
 Barth, Karl 28  
 Bartl, Klaus 78  
 Bebel, August 78  
 Becker, Holger 77  
 Behrendt, Lutz-Dieter 35  
 Benjamin, Walter 109, 121  
 Berthold, Werner 13, 132  
 Blagojew (Blagoev), Dimitar 43f.  
 Bloch, Ernst 19f., 85-88, 90-92, 94, 97, 110  
 Blum, Robert 78  
 Böhme, Jochen 58  
 Bönninger, Irene 14, 63  
 Börner, Armin 35  
 Botew, Christo 42f.  
 Bramke, Werner 25, 113, 118  
 Brauner, W. 50  
 Buchwitz, Otto 78  
 Budzislowski, Hermann 20, 110  
 Burckhardt, Jacob 101-104, 114  
 Büttner, Kurt 14, 63
- Cantemir, Dimitrie 40  
 Caysa, Volker 85, 97  
 Cornu, Auguste 110, 115
- Deak, Ference 42  
 de Gaulle, Charles 58  
 Dimitrov, [?] 44  
 Dirks, Walter 21  
 Dlubek, Rolf 68f.  
 Donnert, Erich 35f.  
 Dostojewski, Fjodor M. 115  
 Drasković, Janko 42  
 Drucker 49
- Engelberg, Ernst 108  
 Engels, Friedrich 10, 51, 61, 71f., 109, 114f.  
 Eyadema, Étienne Gnassingbé 52
- Farkas, Julius 39  
 Fichte, Johann Gottlieb 86, 112  
 Flashar, 111  
 Forster, Georg 112  
 Fouché, Joseph 120  
 Freyer, Hans 33, 37, 102, 119  
 Fuchs, Gerhard 35
- Gadamer, Hans-Georg 20, 38  
 Gaj, Ljudevit 42  
 Geier, Wolfgang 34, 36, 101  
 Gentzen, Felix-Heinrich 35  
 Göhring, Martin 119  
 Grab, Walter 14  
 Griewank, Karl 112  
 Grossmann, Henryk 20  
 Gysi, Gregor 72
- Hammerstein-Equord, Kurt von 28f.  
 Harig, Gerhard 20, 35, 109f.  
 Hegel, G.W.F. 85, 107, 113-117  
 Hegemann, Margot 35  
 Heidegger, Martin 83f., 91, 118  
 Heitkamp, Sven 27, 67, 108f., 118f.  
 Herder, Johann Gottfried 112  
 Herzfelde, Wieland 20, 110  
 Hindenburg, Paul von 28f.  
 Hitler, Adolf 20, 28f.
- Iorga, Nicolae 40  
 Irmscher, Johannes 40
- Jochmann, Carl Gustav 107, 117, 121  
 Jonson, Ben 9  
 Jovanović, Vladimir 42
- Kalbe, Ernst-Gert 33-36, 41  
 Kalisch, Johannes 35  
 Kant, Immanuel 91, 101, 112

- Kantorowicz, Alfred 21  
 Karadžić, Vuk 42  
 Karawelow, Ljuben 42f.  
 Keller, Dietmar 58  
 Kern, Fritz 15, 20, 28, 33, 36, 68, 119  
 Kierzek, Heinrich 19  
 Kinner, Klaus 78  
 Kocka, Jürgen 14  
 Kofler, Leo 110  
 Kogon, Eugen 21  
 Korsch, Karl 115  
 Koselleck, Reinhart 114-117  
 Kossok, Manfred 14f, 36, 39, 41, 57, 62f., 71, 104, 115f.  
 Kossuth, Lajos 42  
 Kowalczyk, Ilko-Sascha 72f.  
 Kraft, Werner 121  
 Krause, Gottlob Adolf (Malam Musa) 50  
 Krauss, Werner 7, 14, 20, 71, 110f., 121  
 Krummsdorf, Juliane 78  
 Kuczynski, Jürgen 103, 114  
 Kuhles, Joachim 35  
 Külow, Volker 26, 67, 77, 115  
 Küttemeyer, Wilhelm 21  
 Küttler, Wolfgang 35f., 51, 72, 107, 115  
  
 Lambertz, Maximilian 35, 37  
 Lamprecht, Karl 7, 13, 20, 69, 73, 101-103, 108  
 Lauer mann, Manfred 107, 109, 110, 114, 117, 120  
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 111f.  
 Lenin, W.I. 26, 30, 39, 61, 64, 68, 71, 73, 115, 118, 122  
 Lepenies, Wolf 111f., 114, 117  
 Lessing, Gotthold Ephraim 112  
 Lewski, Wasil (Vasil) 42f.  
 Lichtenberg, Georg Christoph 112  
 Lieb, Fritz 28, 109  
 Liebknecht, Karl 113  
 Lips, Julius 20, 110  
 Lukács, Georg 86, 97, 107, 114, 121  
 Luxemburg, Rosa 34, 36, 67, 77-79, 98, 102, 115  
  
 Machui, Artur von 21  
 Manfred, Albert Zacherovic 122  
 Markov, Claudius 19  
  
 Markov (geb. Bönninger), Irene 14, 45, 55, 58f., 63, 70, 72  
 Markov, Walter 7, 9, 13-15, 17, 19-23, 25-31, 33-45, 47-59, 62-73, 75, 77-79, 83f., 86f., 90f., 95, 97-99, 101-105, 107-116, 118-123, 126  
 Marković, Svetozar 42f.  
 Marlowe, Christopher 9  
 Martinovics, Ignaz 112  
 Marx, Karl 10, 26, 39, 51, 53, 61, 68, 69, 71, 86, 91, 109f., 113-118  
 Mayer, Hans 7, 19f., 70f., 97, 108-110, 120  
 Mendelsohn, Moses 112  
 Meschke, Günter 27  
 Middell, Matthias 107f.  
 Mignet, François-Auguste 113  
 Miladinow, Dimitar 42  
 Miladinow, Konstantin 42  
 Morus, Thomas 9  
 Motteler, Julius 78  
 Mühlpfordt 110  
 Napoleon 40, 111, 118, 120  
  
 Neuhaus, Manfred 78f., 113  
 Nicolai, Friedrich 112  
 Niekisch, Ernst 21  
 Nkrumah, Kwame 51  
  
 Obradović, Dimitrije (Dositej) 39, 41, 42  
 Oncken, Hermann 116  
  
 Petöfi, Sandor 42  
 Piazza, Hans 57  
 Prešeren, France 42  
  
 Rakovski, Christian 43  
 Rakowski, Georgi 42  
 Ranke, Leopold von 103, 107, 113-116  
 Rathmann, Lothar 14, 61, 63, 69  
 Raynal 112  
 Rebmann, Georg Friedrich 120  
 Remer, Claus 35  
 Richter, Horst 78  
 Riedel, Manfred 84  
 Ritter, Henning 117  
 Robespierre, Maximilien de 107, 111, 116-122

- Rosenberg, Arthur 26, 67, 116  
Rosendahl, Klaus 27  
Rousseau, Jean Jaques 121f.  
Roux, Jacques 14, 21, 65, 71f., 108f., 111f., 118-120  
Rüger, Adolf 49  
Ruge, Wolfgang 115
- Schilling, Harmut 51  
Schleier, Hans 102f.  
Schmid, Carlo 120  
Schmidt, Hannes 27  
Schmiedel, Karl 35  
Schödl, Günter 35, 37f.  
Schröder, Winfried 107, 121  
Schröder, Wolfgang 78  
Sebald, Peter 47, 49f.  
Seeber, Eva 35  
Seeber, Gustav 78f.  
Seidel, Helmut 77f., 91, 97f.  
Seidel, Jutta 78, 97  
Seydewitz, Max 78  
Shakespeare, William 9f.  
Sieburg, Friedrich 120  
Simon, Ernst 116  
Soboul, Albert 14, 40, 104, 115, 119  
Solowjew 115  
Sonnenfels, Joseph von 112  
Sorel 115  
Spiecker, Carl 21  
Spiru, Basil 35  
Stalin, Josef W. 14, 115  
Stančev, Kristju 43
- Stäudlin, Gotthold Friedrich 120  
Steinmüller, Eva 35  
Steltzer, Theodor 21  
Stoecker 49  
Stroßmajer, Josip Juraj 42  
Sybel, Heinrich von 115f.  
Szechenyi, Istvan 42
- Theophrast 111f.  
Timur (Tamerlan) 64  
Tito, Josip Broz 13f., 65, 72  
Togliatti, Palmiro 57  
Toynbee, Anthony 27  
Trott, Werner von 20f.  
Tucović, Dimitrije 43f.
- Unseld, Siegfried 121
- Voegt, Hedwig 120  
Voigt, Gerd 35
- Wedekind, August Christian 112  
Weizsäcker, Carl Friedrich von 21  
Wekhrin, Wilhelm Ludwig 108f., 111f., 117  
Wenzel, Johannes 103f.  
Werner, Ernst 40  
Wessel, Helene 21  
Wolff, Christian 112
- Zeigner, Erich 78  
Ziekursch, Johannes 115  
Zizek, Slavoj 117

## Bildverzeichnis

- Bild 1* – Das Kleinkind: Walter Markov mit seinem Vater. Um 1910/1911. (17)
- Bild 2* – Der Vor-Abiturient: Walter Markov als fast 17jähriger. Sušak 1926. (25)
- Bild 3* – Der Widerstandskämpfer: Walter Markov kurz vor seiner Verhaftung durch die Nazis. Bonn, Sommer 1934. (31)
- Bild 4* – Der Vater: Walter und Irene Markov mit ihren fünf Kindern. Holzhausen, Anfang der 1960er Jahre. (45)
- Bild 5* – Der Emeritus: Walter und Irene Markov. Holzhausen, Mitte der 1970er Jahre. (55)
- Bild 6* – Der Familienmensch: Walter Markov mit Ehefrau Irene und den Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln. Holzhausen, Anfang der 1980er Jahre. (59)
- Bild 7* – Der Wissenschaftler: Walter Markov. Mitte der 1980er Jahre. (65)
- Bild 8* – Spuren: Walter Markov wohnte bis 1992 in Holzhausen. (75)
- Bild 9* – Die letzten Jahre: Walter Markov mit Ehefrau. Summt Anfang der 1990er Jahre. (95)
- Bild 10* – Grabstätte: Walter Markov ruht neben seinen Schwiegereltern. Summt 1993. (99)
- Bild 11* – Spuren: Holzhausen hat eine Straße nach Walter Markov benannt. Holzhausen Mitte der 1990er Jahre. (105)
- Bild 12* – Spuren: Das Walter-Markov-Antiquariat in Bonn. Mitte der 1990er Jahre. (125)

## Autorenverzeichnis

Dr. Hans Bach  
Wangerooger Weg 15  
04157 Leipzig

Prof. Dr. Werner Berthold  
Str. des 18. Oktober 8a/13  
04103 Leipzig

Prof. Dr. Werner Bramke †

Prof. Dr. Volker Caysa  
Carl-von-Ossietzky-Str. 15  
1447 Potsdam

Prof. Dr. Wolfgang Geier  
Engelsdorfer Str. 308b  
04319 Leipzig

Sven Heitkamp  
Windscheidstr. 35  
04277 Leipzig

Prof. Dr. Ernstgert Kalbe  
Paul-Grüner-Str. 68  
04107 Leipzig

Dr. Volker Külow  
Arndtstr. 62  
04275 Leipzig

Dr. Manfred Lauer mann  
Kniestr. 6  
30167 Hannover

Claudius Markov  
Paunsdorfer Str. 21  
04316 Leipzig

Prof. Dr. Hans Piazza  
Maria-Grollmuß-Str. 1  
04157 Leipzig

Dr. Peter Sebald  
Dettelbacher Weg 38  
15189 Berlin

Prof. Dr. Jutta Seidel  
Str. des 18. Oktober 8/17  
04103 Leipzig